

Uwe Hermann

Das Amt für versäumte Ausgaben

und weitere Kurzgeschichten

Band 4

In dieser Reihe sind bisher erschienen:

Das Amt für versäumte Ausgaben

Der Gesundheitswächter

Die Arbeitsplatz-Lotterie

Der Liebhaberautomat

Außerdem sind erschienen:

Lehrjahre einer Magierin – Ein Land voller Magie

© 2015 Uwe Hermann. Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieses Buches darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung des Autors reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Originalausgabe

© 10/2015 Uwe Hermann, 49419 Wagenfeld, Fritz-Cordingstraße 61

Version Oktober 2015

Coverdesign von Ernst Wurdack / Wurdack-Verlag

Besuchen Sie mich auf www.KurzeGeschichten.com

Oder folgen Sie mir auf Twitter oder Facebook

Vorwort des Autors

Meine erste Kurzgeschichte veröffentlichte ich im April 1990 auf der Leserkontaktseite des Perry Rhodan-Romans Nr. 898 (3. Auflage). Heute, 25 Jahre später, schreibe ich noch immer meine kleinen abgedrehten Geschichten, während meine Autorenkollegen inzwischen mit ihren Romanen reich, erfolgreich und berühmt geworden sind.

Trotzdem bleibe ich meinen Kurzgeschichten treu. Für mich ist das Schreiben wie Urlaub. Aber wer möchte schon ein ganzes Jahr lang an demselben Strand verbringen, selbst wenn er noch so schön ist?

Also verfasse ich überwiegend diese kleinen Geschichten, in denen ich mit den Erwartungen des Lesers spiele, sympathischen Losern die Welt retten lasse oder die Realität auf den Kopf stelle. Wenn Sie dieses Buch lesen, wissen Sie, was ich meine. Kein Verlag hätte es in dieser Zusammenstellung herausgebracht. Dazu sind die einzelnen Erzählungen zu unterschiedlich. Doch gerade diese Vielfalt ist es, die mir Spaß macht.

Wo sonst finden Sie neben einer Fantasygeschichte, eine SF-Kampfroborstory; einen himmlischen Rettungseinsatz; einen High-Tech-Thriller; einen bitterbösen Rentnermord noch fünf weitere, völlig unterschiedliche Erzählungen?

Ganz besonders freue ich mich über *Der Valentino-Exploit*, eine Kurzgeschichte, die ich gemeinsam mit meinem Kollegen Uwe Post geschrieben habe.

Drei Jahre sind seit dem Erscheinen meines letzten Buches vergangen. In dieser Zeit habe ich aber nicht nur kurze Geschichten geschrieben. So erscheint im nächsten Jahr die Fortsetzung

von *Versuchsreihe 13 – Die Infektion* als Roman. Außerdem bin ich einer der Autoren der SF-Serie *BiomAlpha*, die im Wurdack Verlag erscheint.

Es gibt also auch in Zukunft noch viel zu lesen. Bleiben Sie dabei!

Uwe Hermann

Irgendwo am Strand, September 2015

Vorwort Uwe Post

Manchmal sieht man einen Schriftsteller grinsen, während man eine seiner Geschichten liest. In diesem E-Book wird Ihnen mit hoher Wahrscheinlichkeit genau dies passieren.

Uwe Hermanns Helden schimmern nicht im goldenen Sonnenschein. Sie treffen auch nicht immer die richtigen Entscheidungen. Zumal sie meist nicht den geringsten Schimmer haben, von welchem »Sonnenschein« ich gerade rede und welche diese »richtige Entscheidung« denn bitteschön sein soll. Sie haben Probleme, und sie geben ihr Bestes, um sie zu lösen. Sie kämpfen oftmals gegen Mächte, die sie nicht kontrollieren können. Zum Beispiel gegen ein Amt für versäumte Ausgaben. Oder gegen aufmüpfige Haustiere mit Cyber-Implantat. Oder gegen den Teufel persönlich. Nicht immer erfolgreich. Am Ende tragen die monströsen, teils kafkaesken Bedrohungen bisweilen den Sieg davon. Dabei ist uns der Held ganz nahe. Nicht nur, weil Uwe Hermann gern die Ich-Perspektive wählt. Sondern auch, weil wir uns wiedererkennen. Wiedererkennen im Kampf gegen die Monströsitäten des Alltags, die uns zu zerquetschen trachten. Sei es in der Gegenwart oder in der nahen Zukunft. In dieser Welt oder in einer benachbarten.

Kämpfen Sie mit, leiden Sie mit, grinsen Sie mit. In den vorliegenden, teils (im besten Wortsinn) völlig ausgeflippten Geschichten haben Sie reichlich Gelegenheit dazu.

Uwe Post

Im Ruhrgebiet, Oktober 2015

Das Gasthaus am Ende der Dimensionen

Als Meister Bartholomäus das Gasthaus betrat, wichen die Möbel ehrfürchtig vor ihm zurück. Einige der Neuankömmlinge sprangen erschrocken von ihren Plätzen auf, während die Stammgäste nur ihre Krüge festhielten und sich mit Stuhl und Tisch beiseiteschieben ließen. Der Wirt, ein Hüne von einem Mann, mit Schultern, hinter denen sich ein Drache verstecken konnte, stand an seinem Tresen und zapfte Bier. Er schaute kurz zu uns herüber und widmete sich dann wieder seiner Arbeit.

Meister Bartholomäus bot eine imposante Erscheinung, selbst für einen Meistermagier. Leuchtend weiße Haare umrahmten sein Gesicht, aus dem der zu Zöpfen geflochtene Bart hervorstach. Die purpurfarbene, mit silbernen Sternen und Planeten bestickte Kleidung verhüllte seine baumlange Gestalt. Auf dem Kopf trug er den spitzen Hut der Zaubergilde. Er hob seinen Stab. Ein Tisch und mehrere Stühle erstarrten in der Bewegung und warteten darauf, dass wir uns setzten.

Ich half den Gästen, die Möbel wieder an ihren ursprünglichen Platz zu schieben, und eilte zu Meister Bartholomäus hinüber, der alle Blicke auf sich zog.

Obwohl wir seit einem halben Jahr in diesem Gasthof wohnten, hielten die übrigen Gäste noch immer den Atem an, wenn mein Meister den Raum betrat. Und dabei war das Gasthaus am Ende der Dimensionen selbst ein Ort, der einem den Atem raubte. Hier kreuzten sich die Zeitlinien und machten das Unmögliche möglich. Zwerge, Elfen, Menschen und Rassen, von denen man noch nie gehört hatte, gingen ein und aus. Selbst Stollenwürmern soll man hier schon begegnet sein. Der Wirt bestand darauf, dass man seine Getränke sofort bezahlte, weil man jederzeit von verirrtten Zeitströmen verschluckt werden konnte. Nicht wenige Gäste waren im Frühjahr verschwunden und erst im Winter wieder aufgetaucht – oder auch nie.

Das Gasthaus lag in einem Tal, in das eine breite, gut ausgebaute Straße führte. Doch wenn man es wieder verlassen wollte, wurde aus ihr plötzlich ein unpassierbarer Pfad, der jeden zum Umkehren zwang. So hatten sich im Laufe der Jahre viele Glückssuchende hierher verirrt und um das Gasthaus herum war ein Dorf entstanden. Der richtige Ort also für einen Meistermagier und seinen Lehrling. Aber wir waren nicht freiwillig hier. Ein Hexer der Schwarzen Magie hatte Meister Bartholomäus' Abhandlung der unaussprechlichen Sprüche gestohlen und wir gerieten auf der Suche nach ihm in dieses Tal. Dann verloren wir seine Spur.

Der Wirt Ambrosius kam heran und knallte zwei Krüge mit Glühbier auf den Tisch. »Wollt ihr was essen?«, fragte er, ohne den Mund zu öffnen. »Heute ist Specksuppe besonders gut.«

Nach sechs Monaten Specksuppe stand weder meinem Meister noch mir der Sinn nach dieser hiesigen Spezialität und wir schüttelten beide den Kopf. Der Wirt brummte etwas Abfälliges, kassierte sein Geld und schlurfte davon.

Das Glühbier war stark, und so kalt, dass sich Raureif um meine Lippen bildete, doch noch, während ich trank, spürte ich, wie sich der Alkohol erwärmte. Glühbier wurde mit dem Quellwasser aus einem rückwärts fließenden Fluss gebraut. Nach dem Zapfen wurde es ständig heißer, bis es zu kochen begann und irgendwann in einer spontanen Reaktion verdampfte; was die vielen alkoholisierten Gestalten im Gasthaus erklärte: Wer etwas von seinem Glühbier haben wollte, musste schnell trinken!

Als es keine neuen Zaubertricks mehr zu sehen gab, verloren die Gäste das Interesse an Meister Bartholomäus und wandten sich wieder ihren Zechkumpanen und deren Trinkspielen zu. Zwei Zwerge begannen eine Schlägerei und wurden vom Wirt vor die Tür gesetzt.

Auf einer Bühne im hinteren Teil des Raumes erschien eine halb nackte Goblinfrau. Ein kleinwüchsiger Troll hinter einem Klavier fing an zu klimpern und unter dem Gegröle der Zuschauer begann die Frau zu singen. Ihre Stimme quälte unsere Ohren und nur ihr üppiger Körper bewahrte sie davor, mit Bierkrügen beworfen zu werden.

Mein Glühbier war mittlerweile so heiß, dass ich mir den Mund verbrannte. Ich spürte jeden Zoll, den der Alkohol meine Kehle hinunterrannte, und genoss die Wohltat, als er durch die Magensäure wieder abkühlte.

Aus einer Gruppe von Menschen löste sich ein grau gekleideter, maskierter Mann und schlenderte wie zufällig zu uns herüber. Er schnappte sich einen freien Stuhl vom Nachbartisch und setzte sich neben mich.

»Ihr seid die Zauberer«, stellte er fest.

In Meister Bartholomäus Augen blitzte es. »Wie scharfsinnig von dir. Du musst der Dieb sein.«

»Red' doch leise!« Der Mann sah sich unauffällig um, doch die übrigen Gäste hatten nur Augen für die halb nackte Goblinfrau.

»Hast du was wir wollen?«, fragte mein Meister.

Der Dieb nickte. »Und wie sieht es mit euch aus?«

Meister Bartholomäus schob ein Säckchen mit Goldtalern herüber. Der Dieb nahm es, warf einen schnellen Blick hinein, und steckte es ein.

»Den Hexer findet ihr in Zimmer dreizehn.« Er reichte uns einen Schlüssel. »Hiermit kommt ihr rein.«

Meine Augen wurden groß. »Was für einen Scherz erlaubst du dir mit uns? *Wir* bewohnen Zimmer dreizehn!« Ich zog von meinem Gürtel einen identischen Schlüssel.

Der Dieb warf mir einen mitleidigen Blick zu. »Du willst erst noch ein Magier werden, oder?«

In einem Lichtgewitter erschien ein seit Wochen verschwundener Ecktisch und mit ihm eine Horde betrunkenen und grölender Elfen. Wir schauten kurz zu, wie der Wirt eilig nachschenkte und kassierte, bevor der Tisch erneut verschwinden konnte.

Der Dieb sprach weiter. »In Zimmer dreizehn kreuzen sich die Linien der Zeit. Ihr bewohnt es in der Gegenwart. Mein Schlüssel aber ist der einer zukünftigen Wirklichkeit. Mit ihm öffnet ihr die Tür in ein Zimmer, in dem der dunkle Hexer erst noch wohnen wird.«

Mir rauschte der Kopf, aber mein Meister nickte. »Und dieser Schlüssel bringt uns dort hin?«

Der Dieb nickte. »So ist es. Wenn ihr wieder in diese Zeit wollt, benutzt den Schlüssel, den euch Ambrosius gab. Verliert ihr ihn, seit ihr in der zukünftigen Wirklichkeit gestrandet.«

»Ich nehme an, du machst mit dem Hexer ebenfalls Geschäfte, oder wie kam er sonst an so einen Schlüssel?«, fragte mein Meister.

Der Dieb lächelte. »Man muss sehen, wo man bleibt.« Er erhob sich.

Ich blinzelte nur kurz, und als ich die Augen wieder öffnete, war der Dieb verschwunden.

Meister Bartholomäus erhob sich ebenfalls. »Wir gehen!« Hinter ihm verdampfte der Rest seines Glühbieres in einer goldfarbenen Dampfwolke.

§

Die knarrenden Stufen einer altersschwachen Treppe brachten uns in den ersten Stock. Hier oben brannten Alkoholampfen an den Wänden, deren hochprozentige Ausdünstungen jedem angeheiterten Gast den Rest gaben. Am Ende eines Flures wartete unsere Kammer auf uns. Davor stand eine einfache Pritsche, bei deren Anblick mein Rücken aufschrie. Hier musste ich seit unserer Ankunft jede Nacht schlafen. Der Wirt hatte nur noch ein Zimmer für uns gehabt – hauptsächlich, weil mein Meister nicht bereit war, mehr zu bezahlen – und mir diesen Schlafplatz angeboten.

Ich nahm meinen Schlüssel vom Gürtel und schloss die Tür der Kammer auf.

Im Innern sah es aus wie immer: Die Regale an den Wänden beherbergten Folianten, von denen die meisten älter waren als ich. Im hinteren Teil des Raumes, direkt vor einem winzigen Sprossenfenster, durch das die Nacht hereinschaute, stand ein Tisch, vollgepackt mit alchemistischen und magischen Gerätschaften. Selbst das Bett in einer anderen Ecke des Zimmers diente als Ablage.

Meister Bartholomäus nickte und ich schloss die Tür wieder ab, nur um sie kurz darauf mit dem Schlüssel des Diebes erneut zu öffnen.

Jetzt hatte der Raum sich verändert: Anstatt eines winzigen Sprossenfensters erblickte ich nun eine ganze Fensterfront, durch die Sonnenschein hereinfiel. Es war helllichter Tag. In den Regalen standen keine Bücher mehr. Jetzt sah ich dort bizarre Steinfiguren, Glaskrüge mit undefinierbaren Flüssigkeiten, ein uraltes Hexenbrett und andere Dinge, die mir einen Schauer über den Rücken jagten. Den Tisch gab es nicht mehr. An seiner Stelle stand eine mannshohe Staffelei, abgehängt mit einem groben Tuch. Das Bett dahinter war mit weißer Bettwäsche bezogen und durchwühlt, als hätte jemand eine unruhige Nacht darin verbracht.

Meister Bartholomäus' Abhandlung der unaussprechlichen Sprüche konnte ich nirgends entdecken, aber ein Hexer kannte mehr als eine Möglichkeit, Dinge vor den Augen anderer zu verbergen. Selbst ein Buch von der Größe eines Tisches war für ihn nur eine Kleinigkeit.

»Der Dieb hat nicht gelogen«, stellte Meister Bartholomäus fest. Er hob seinen Stab und ein blaues Licht huschte durch das Zimmer. Es wanderte über Regale, Staffelei und das Bett, begierig darauf, jedes Möbelstück zu untersuchen. Mehrmals blitzte es hell auf und jedes Mal wurde meine innere Unruhe größer.

»Das Zimmer ist mit einem Bannspruch geschützt«, sagte mein Meister. »Du wirst vorsichtig sein müssen.«

In mir sträubte sich alles. »Ich?«, fragte ich entsetzt.

»Kein Zauberer kann einen Raum betreten, der durch Magie gesichert ist, aber du bist noch in der Ausbildung, dir dürfte der Schutzzauber nichts anhaben. Geh hinein und schau, ob du mein Buch wiederfindest.«

»Aber ...«

Bevor ich protestieren konnte, legte er mir seine Hand auf den Rücken und schob mich ins Zimmer. »Beeile dich, bevor der dunkle Hexer zurückkommt.« Als ich mich umdrehte, war die Tür bereits geschlossen.

Ich blieb regungslos stehen und wartete darauf, dass mich die Magie des Hexers in Stein oder zumindest in eine Kröte verwandelte. Beides geschah nicht, also sah ich mich in dem Zimmer um.

In einem der Regale standen unzählige Glasbehälter mit marinierten Fröschen. Ich weigerte mich darüber nachzudenken, ob der Hexer sie für seine dunkle Magie oder für sein Mittagessen aufbewahrte. Von der Decke hingen bündelweise getrocknete Kräuter, deren Geruch mir die Kehle zuschnürte. Krüge mit verschiedenfarbigen Flüssigkeiten standen in einer anderen Ecke des Raumes.

Ich ging zum Bett hinüber und schaute unter der Decke und der Matratze nach. Auch in dem Nachtschrank fand ich keine Spur von dem Buch. Mein Blick fiel aus dem Fenster und ich vergaß für einen Moment meine Suche. Aus dem kleinen Dorf, das sich im Laufe der Jahre um das Gasthaus herum gebildet hatte, war eine Stadt mit mehrstöckigen Fachwerkhäusern, Parks und viel befahrenen Straßen geworden. Ich genoss einen Moment lang den Anblick. Dann fiel mir ein, dass der Hexer jederzeit zur Tür hereinkommen konnte und ich suchte eilig weiter.

In der Mitte des Raumes stand ein abgedecktes Gestell, das ich zuerst für eine Staffelei gehalten hatte. Als ich einen Zipfel des Tuches hochhob, kam darunter ein Spiegel zum Vorschein.

Mein Blick wanderte weiter durch den Raum. Von der Abhandlung der unaussprechlichen Sprüche fehlte jede Spur. Entweder war das Buch durch einen so guten Zauber geschützt, dass es noch nicht einmal ein Magier entdecken konnte, oder es war wirklich nicht hier. In beiden Fällen würde ich mit leeren Händen zurückkommen und Meister Bartholomäus verärgern. Ich hasste es, das zu tun. Beim letzten Mal hatte er mich in einen Kater verwandelt und eine Woche lang schmoren lassen und das nur, weil ich seine Abhandlung der unaussprechlichen Sprüche kurz aus den Augen gelassen hatte. Noch heute drehte sich mir beim Anblick einer Maus der Magen um.

In einem Regal, in einer anderen Ecke des Raumes, fielen mir eine Handvoll Marmorfiguren auf. Die geflügelten Drachen waren so kunstvoll gearbeitet, dass sie meinen Blick fesselten und nicht mehr losließen. Während ich jede Kleinigkeit der unglaublichen Arbeit betrachtete, wurde aus dem weißen Marmor ihrer Körper plötzlich eine grüne Schuppenhaut. Die Augen blitzten auf und in den Adern der Drachen pulsierte mit einem Male das Leben. Einer von ihnen hob seinen Kopf und fauchte drohend.

Ich stolperte überrascht zurück und stieß mit der Schulter gegen den Spiegel.

Auch die anderen Kreaturen erwachten zum Leben. Von der anmutigen Schönheit, die sie als Marmorfiguren gehabt hatten, war nichts mehr übrig. Nun waren sie nur noch schlecht gelaunte Drachen.

Sie schauten mich an, als wäre ich schuld, dass sie aus ihrem wohlverdienten Schlaf geweckt worden waren – was vermutlich auch stimmte – und sprangen mich an. Ich riss schützend die Arme hoch und fing mehr aus Zufall einen von ihnen ab, bevor er in meinem Gesicht landen konnte, doch seine Artgenossen trafen mich wie steinerne Wurfgeschosse. Ich ging zu Boden, während ich gleichzeitig den Drachen in meinen Händen daran hinderte, mir die Kehle durchzubeißen.

Seltsamerweise griffen die übrigen Kreaturen nicht erneut an, aber auch mit nur einem Angreifer war es schwer am Leben zu bleiben. Immer wieder zuckte sein Kopf vor und schnappte nach mir, während sein gezackter Schwanz durch die Luft peitschte und seine Krallen und Flügel meine Haut zerkratzten.

Plötzlich atmete der Drache in meinen Händen tief ein, blähte seine Lungen und Wangen auf und blies mir einen Feuerschwall entgegen. Die Hitze versengte meine Augenbrauen und einen Teil meiner Haare. Ich stieß einen Schrei aus, riss die Arme hoch und drehte den Kopf zur Seite. Augenblicklich erstarrte der Drache in meinen Händen. Seine Bewegungen froren ein und sein Körper verhärtete sich, bis er wieder kalt wie Stein war.

Ich schleuderte ihn von mir und kroch rücklings über den Boden, bis ich gegen die Wand stieß. Auch wenn ich in meinem Leben noch nie die Auswirkungen eines Bannspruchs erlebt hatte, war ich sicher, dass diese Kreaturen eine Ausgeburt des dunklen Hexers waren. So viel Boshaftigkeit gab es nicht in der Natur.

Mit der flachen Hand löschte ich meine glimmenden Haare. Mein Gesicht schmerzte, als wäre ich in der Mittagshitze eingeschlafen und viel zu spät erwacht. Ich blinzelte und durch die Tränen hindurch sah ich drei der Drachen vor mir auf dem Boden liegen. Sie waren wieder aus Marmor und so bewegungslos, wie Marmor es eben war, wenn kein Hexer sich daran zu schaffen gemacht hatte. Doch noch, während ich sie anschaute, kehrte das Leben in ihnen zurück. Sie sprangen auf die Beine und griffen mich erneut an.

Seit zwei Jahren kannte ich jetzt Meister Bartholomäus und ich hatte in dieser Zeit genug über Magie gelernt, um zu begreifen, dass ich es war, der die Marmordrachen zum Leben erweckte. Mein Blick machte aus ihnen atmende Kreaturen. Obwohl meine Angst mir etwas anderes riet, drehte ich den Kopf zur Seite und schloss die Augen.

Die Drachen sprangen mich als lebende Ungeheuer an und trafen als harte Marmorfiguren meine Brust. Trotz der Schmerzen widerstand ich der Versuchung, sie anzuschauen.

Als ein weiterer Angriff ausblieb, tastete ich mit geschlossenen Augen nach dem Tuch, das den Spiegel bedeckte, und zog es herunter. Auf allen vieren sammelte ich blinzelnd die zu Stein gewordenen Drachen ein, legte sie auf einen Haufen und deckte sie mit dem Tuch zu.

Hastig warf ich einen schnellen Blick in die Runde, aber ich konnte keine Drachen mehr entdecken.

Mein Körper schmerzte, wie nach einer Liebesnacht mit einer übereifrigen Trolldame. Ich ging zum Fenster und öffnete es. Die frische Luft half, den Nebel um meinen Verstand zu vertreiben. Was für eine hinterhältige Falle!

Nach ein paar Atemzügen ging es mir besser, nur das Zittern meiner Beine wollte nicht aufhören. Ich drehte mich um und schaute direkt in den mannshohen Spiegel in der Mitte der Kammer. Mein Spiegelbild fragte: »Ist es die Zukunft, die Gegenwart oder die Vergangenheit, die du erfahren möchtest?«

Ich zuckte zusammen und spürte schmerzhaft den Rahmen des Fensters in meinem Rücken.

Mein Spiegelbild wartete einen Moment auf meine Antwort. Dann trat es aus dem Rahmen heraus und baute sich vor mir auf. Gleichzeitig wurde es zu einem Wesen aus Fleisch und Blut.

Die Wand in meinem Rücken verhinderte, dass ich noch weiter zurückweichen konnte. Ich glaubte zu träumen. Meine Gedanken bewegten sich langsam, wie ein Fuhrwerk mit einem altersschwachen Esel. Wie war das möglich? Kein noch so mächtiger Magier konnte so einen Zauber zustande bringen. Sicherheitshalber schloss ich mehrmals die Augen, doch diese Erscheinung ließ sich nicht so einfach vertreiben wie die Drachen.

Mein Spiegelbild sah mich mit einem Blick an, als wäre ich des Lesens nicht mächtig. »Wenn du deinen Verstand wiedergefunden hast, sag mir, ob du etwas über die Zukunft, die Gegenwart oder die Vergangenheit erfahren möchtest.«

Ich schaffte es, einen zusammenhängenden Satz hervorzubringen. »Du ... du kennst die Zukunft?«

»Was hast du denn erwartet? Dass ich dir sage, dass du der Schönste im ganzen Land bist?«

»Dann sag mir, magischer Spiegel, wo hat der Hexer der Schwarzen Magie das Buch meines Meisters versteckt?«

Er blickte sich um. »Keine Ahnung, ich kann es nirgendwo entdecken.«

Ich zog ärgerlich die Stirn kraus. »Was soll das? Eben hast du gesagt, du kennst Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit und doch kannst du mir nicht sagen, wo ich das Buch finde?«

»Ich kann dir nur die Dinge berichten, die in diesem Moment geschehen, das Buch deines Magiers aber wurde bereits versteckt. Wenn du etwas über die Vergangenheit erfahren möchtest, wirst du dein vergangenes Spiegelbild befragen müssen. Soll ich es rufen?«

»Meinetwegen, solange es mir hilft, das Versteck des Buches zu finden«, brummte ich.

Mein Ebenbild trat zur Seite und gab die Sicht auf den Spiegel wieder frei. Ich sah mich als Achtjährigen, in den viel zu großen Stiefeln meines Bruders, die ich hatte auftragen müssen. Natürlich war mein Gesicht verdreckt. Früher wie heute hielt ich nicht viel von Wasser. Erst Meister Bartholomäus hatte mich dazu gebracht, meine Vorstellung von Sauberkeit zu überdenken. Ein Magier, dem der Geruch seines Lehrlings nicht zusagte, konnte sehr übellaunig werden.

»Aber das bin ich als Kind!«, rief ich.

Mein gegenwärtiges Spiegelbild zuckte mit den Achseln. »Ein Kind, ein Erwachsener – wo ist der Unterschied, solange es ein Spiegelbild deiner Vergangenheit ist.«

»Meine Vergangenheit kenne ich! Ich will etwas über das Versteck des Buches erfahren.«

»Dann musst du endlich die richtigen Fragen stellen.«

Das Kind sprang mit dem Übermut der Jugend aus dem Spiegel und stand plötzlich als lebendes Wesen vor mir.

»Bist du der Hexer?« Ein paar Augenblicke lang musterte er mich neugierig. Dann kam er zu der Überzeugung, dass ich wohl doch nichts Magisches an mir hatte, und verlor das Interesse. Er schaute sich in der Kammer um. Als er die Gläser mit den marinierten Fröschen entdeckte, vergaß er mich schlagartig.

»Wie soll dieses Kind mir helfen, das Buch meines Magiers zu finden?«, fragte ich mein Spiegelbild.

»Ich habe nie gesagt, dass er dir dabei helfen kann. Du wolltest etwas über deine Vergangenheit erfahren und wer kennt diese besser als du selbst?«

»Meine Vergangenheit ist mir egal! Ich muss Meister Bartholomäus' Abhandlung der unaussprechlichen Sprüche finden.«

»Dann solltest du vielleicht dein zukünftiges Spiegelbild befragen. Vielleicht kennt er ja das Versteck des Buches.«

Eigentlich hätte es mich nicht überraschen dürfen, als plötzlich eine greise Version meiner Selbst aus dem Spiegel trat.

Der in purpurfarbenen Gewändern gekleidete hagere Mann schien seinen einhundertsten Geburtstag schon vor Ewigkeiten gefeiert zu haben. Falten, so tief wie Gebirgsschluchten überzogen sein Gesicht, als hätte sich jedes einzelne seiner Lebensjahre dort verewigt. Er blinzelte überrascht und fuhr sich kurz mit der freien Hand über seine Glatze. Dann schlurfte er auf einem verzierten Gehstock gestützt in meine Realität.

»Wer wagt es, meine Ruhe zu stören? Weist du nicht, dass ich ein mächtiger Magier bin?«, zischte er mich zahnlos an.

Ich seufzte. »Machen wir es kurz: Kannst du mir sagen, wo in dieser verfluchten Kammer Bartholomäus' Abhandlung der unaussprechlichen Sprüche versteckt ist?«

Mein zukünftiges Spiegelbild lächelte geheimnisvoll. »Natürlich!« Er hob seinen Gehstock und deutete auf den Schlafplatz des Hexers. »Schau unter dem Bett nach und du wirst das Buch finden.«

»Dort habe ich schon vergeblich gesucht.«

»Ich habe nicht behauptet, dass das Buch *jetzt* dort ist, sondern dass es dort sein wird. Schau nächstes Jahr noch einmal nach. Dann findest du es.«

»Es reicht!«, rief ich. »Verschwindet ihr wieder in eurem Spiegel! Ich gehe in meine Zeit zurück. Ihr könnt mir ja doch nicht helfen!« Mittlerweile verstand ich, warum der Hexer den Spiegel zugehängt hatte.

Das Kind verlor das Interesse an den marinierten Fröschen und schlenderte zur Decke hinüber, unter der sich die Porzellandrachen verbargen. Bevor er eine Ecke anheben und darunter schauen konnte, eilte ich hinüber und verscheuchte ihn. Er verschwand in einer anderen Ecke der Kammer und stieß auf dem Weg dorthin trotzig ein paar Tonkrüge mit farbigem Pulver um.

Jeder einzelne meiner Knochen schmerzte vom Angriff der Drachen, und meine Gesichtshaut fühlte sich an, als stünde sie in Flammen. Ich hatte genug. Von meinem Gürtel nahm ich den Schlüssel, der die Tür in meine Zeit öffnete. »Lebt wohl«, sagte ich.

Mein graises Ebenbild kicherte leise. »Ich hatte ganz vergessen, wie ungeduldig ich in meiner Jugend gewesen bin.« Er hob seinen Gehstock und ein Lichtblitz schlug in die Tür vor mir ein. »Warte!«

Ich hielt überrascht inne. Wie es aussah, würde ich es doch noch zu einem ganz passablen Magier bringen.

»Ich kann dir zwar nicht sagen, wo sich das Buch deines Magiers in diesem Moment befindet, aber vielleicht bist du an den anderen Geheimnissen des Hexers interessiert?« Er deutete auf das Schränkchen neben dem Bett. »In der Wand hinter der Kommode ist ein Versteck, das der Hexer in der Zukunft oft benutzen wird. Vielleicht hast du Glück und es ist jetzt schon etwas dort.«

Überrascht ließ ich den Türschlüssel sinken. Ich eilte durch den Raum und zog das Schränkchen von der Wand ab. Dahinter wurde wirklich ein kleines Schließfach sichtbar. Es war mit einem Schiebemechanismus gesichert und natürlich verschlossen. Wahllos schob ich Hebel mit Symbolen hin und her, hörte auf das leise Klicken, ohne dass sich das Fach öffnen ließ.

»Und wie bekomme ich das Versteck jetzt auf?«

Der Greis runzelte seine faltige Stirn. »Woher soll ich das denn wissen?«

Plötzlich schob mich das Kind zur Seite. »Lass mich mal ran, alter Mann.« Mein vergangenes Spiegelbild brauchte nur ein paar Sekunden. Dann öffnete sich das Fach. »Weißt du nicht mehr, dass unser Vater auch so ein Geheimversteck hatte?«

Ich schüttelte stumm den Kopf.

Im Innern des Faches fand ich einen weiteren Schlüssel für Kammer dreizehn. Also war meine Suche doch nicht vergebens gewesen. Zwar hatte ich nicht das Buch meines Meisters gefunden, aber einen Schlüssel in eine weitere Zeit. Ich ahnte, dass er mich an den Ort bringen würde, an dem der Hexer Bartholomäus' Abhandlung der unaussprechlichen Sprüche versteckt hatte. Mein Meister würde zufrieden sein. Ich schloss das Fach und schob das Schränkchen wieder zurück an die Wand.

»Jetzt brauche ich euch nicht mehr«, sagte ich zu meinen Spiegelbildern. »Geht zurück in eure Welt und lebt euer Leben.« Ich ging zur Tür und schloss sie mit dem Schlüssel meiner Zeit auf. Bevor ich die Kammer verlassen konnte, kam mein gleichaltriges Spiegelbild zu mir herüber. »Hast du denn gefunden, was du gesucht hast?«

»Das Buch meines Meisters war es nicht, aber ich habe jetzt eine Ahnung, wo es ist.«

Der Greis und das Kind traten an meine Seite. Ich warf meinem zukünftigen Spiegelbild einen kurzen Blick zu. »Und ich weiß nun, dass das Schicksal mir ein langes Leben als mächtigen Magier bescheren wird.«

»Eigentlich heißt das nur, dass einer von uns alt und mächtig werden wird«, widersprach mein gleichaltriges Spiegelbild, »das kann auch ich sein.«

»Auf keinen Fall! Du verschwindest wieder in deinem Spiegel.«

»Es gibt für uns keinen Weg zurück. Du hast uns gerufen und nun bleiben wir bei dir.«
Er zog mir die Tür aus der Hand und der Greis und das Kind gingen hindurch.

»Warte! Das geht nicht! Ihr könnt mich nicht begleiten...« Aber es war zu spät. Auch mein gleichaltriges Spiegelbild hatte die Kammer bereits verlassen. Ich ließ die Schultern sinken. Wie wurde ich die jetzt nur wieder los?

In meiner Zeit erwartete Meister Bartholomäus mich bereits. Er stand vor der Tür und hielt die Hand auf. »Die Schlüssel!«

Ich fragte nicht, woher er wusste, was ich gefunden hatte. Er war eben ein Magier. Ich gab sie ihm.

Meister Bartholomäus nickte zufrieden. »Sehr gut.« Er reichte mir ein Töpfchen mit einer hellen Salbe. »Gegen deine Verbrennungen. Sie riecht wie der Atem eines Zwerges und lockt Scharen von Fliegen an, aber morgen sind die Verbrennungen in deinem Gesicht wieder verheilt.« Er suchte den Schlüssel heraus, der die Tür zu unserer Kammer öffnete, und schloss sie erneut auf. »Schlaf jetzt, es ist schon tiefe Nacht!«

Die Wanderung durch die verschiedenen Zeiten brachte mein Zeitgefühl völlig durcheinander. Eben noch war es Mittag und jetzt schliefen bereits alle.

Meister Bartholomäus verschwand in seiner Kammer. Hinter mir schauten sich meine Spiegelbilder im Flur um. »Warte!«, rief ich meinem Meister hinterher. »Was wird aus denen?«

»Was fragst du mich? Das sind deine Verwandten. Schicke sie weg oder lass sie hier. Auf jeden Fall schlafen sie nicht bei mir!« Meister Bartholomäus zog die Tür hinter sich zu.

Das Kind und der Greis machten es sich auf der Pritsche gemütlich. Mein gegenwärtiges Spiegelbild schnappte sich meine Decke und rollte sich darin ein. Sofort fing er laut an zu Schnarchen. Ich ging zum gegenüberliegenden Ende des Flurs – weit weg von dem unerträglichen Lärm, den er machte – und legte mich auf den nackten Holzboden. Mein Schlafplatz war hart und kalt. Jetzt, da ich zur Ruhe kam, spürte ich wieder den brennenden Schmerz in meinem Gesicht. Ich öffnete das Töpfchen mit der Salbe und verteilte sie auf meiner Haut. Sie roch noch schlimmer als Meister Bartholomäus behauptet hatte und lockte augenblicklich Schwärme von Fliegen an.

Ich konnte lange nicht einschlafen. Entweder schnarchte einer meiner Ebenbilder oder Schwärme von geflügelten Ungeheuern krabbelten mir in Mund, Nase und Ohren. Irgendwann gab ich den Kampf gegen sie auf und döste tatsächlich ein.

Kurz vor Sonnenaufgang schreckte ich hoch. Ich sah, dass mein gegenwärtiges Spiegelbild sich an einer der Alkohollampen zu schaffen machte.

»Was tust du da?«

Er zuckte zusammen und schaute in meine Richtung. »Ich habe Durst. Ich wollte das Zeug mal probieren.« Er lächelte. »Ist ja schließlich Alkohol.«

»Glaub mir, das willst du nicht trinken! Bei meinem Versuch konnte ich drei Tage lang nicht mehr sprechen, so angeschwollen war meine Zunge. Das da drin ist ein Teufelszeug.«

Er ließ die Arme sinken. »Was ist denn das für ein armseliges Gasthaus, in dem man nichts zu trinken bekommt? Ich war schon unten, aber da ist noch niemand und der Wirt hat doch tatsächlich sein Vorratslager mit mehreren Vorhängeschlössern abgesperrt.«

Neben meinem gegenwärtigen Spiegelbild öffnete sich die Tür von Zimmer dreizehn und eine dunkle Gestalt trat heraus. Ich sah nur ihren Rücken. Bevor mir bewusst wurde, dass sie viel kleiner als Meister Bartholomäus war, hatte sie bereits eine Hand gehoben und ein heller Lichtstrahl sprengte die Alkohollampe von der Wand. Augenblicklich roch es nach magischer Energie.

»Wo ist mein Schlüssel!« Die Stimme fegte wie ein Sturm durch den Flur.

»Der Hexer«, flüsterte ich. Wie leichtsinnig wir doch gewesen waren. Wir hatten geglaubt, dass es keine weiteren Schlüssel mehr gab, aber jetzt stellte sich das als Irrtum heraus.

Mein gegenwärtiges Spiegelbild stieß einen Schrei aus und lief in Richtung Treppe davon. Der Hexer schickte ihm einen weiteren Lichtstrahl hinterher. Weiße Lichtzungen huschten die Wände entlang, sprangen von einer Wandlampe zur nächsten, und ließen sie explodieren. Ihr Alkohol fing Feuer und im nächsten Moment brannte der Flur. Die Flammen stoppten die Flucht meines gegenwärtigen Spiegelbildes. Er sah sich hastig nach einem anderen Ausgang um, doch bevor er sich in Sicherheit bringen konnte, hatte der Hexer ihn erreicht.

Er stieß ihn von sich und hob drohend seine Hand. »Du bist in meiner Kammer gewesen und hast mir meinen Schlüssel gestohlen! GIB IHN MIR ZURÜCK!«

Ich begriff, dass der Hexer mein Spiegelbild mit mir verwechselte. Noch drehte er mir den Rücken zu, doch wenn er mich sah, würde mir etwas Drastischeres blühen, als die Verwandlung in einen Kater.

Auf der Pritsche begann das Kind laut zu weinen. Der Greis neben ihm griff nach seinem Gehstock und erhob sich mühsam. Umständlich kletterte er herunter und richtete seine Hand auf den Hexer. Einen Augenblick lang suchten seine altersschwachen Gedanken nach dem richtigen Zauberspruch. Dann hüpfte ein Eisball wie ein über dem Wasser tanzender Stein durch den Flur. Lange bevor er den Hexer erreichte, verpuffte er wirkungslos.

Mittlerweile stand der halbe Flur in Flammen. Die Hitze und der Rauch ließen uns kaum noch Luft zum Atmen. Aus den anderen Zimmern rannten halb nackte Gestalten und brachten sich eilig in Sicherheit. Auch die Tür von Zimmer dreizehn öffnete sich und Meister Bartholomäus trat in einem lächerlichen weißen Nachthemd auf den Flur. Sein Blick fand mich. »Komm!«

Ich erhob mich hastig. Mein Rücken schmerzte und meine Beine schienen sich vor Aufregung verknoten zu wollen.

Nun entdeckte der Hexer auch mich. Er ließ von meinem gegenwärtigen Spiegelbild ab und drehte sich zu mir herum. Schlagartig vergaß ich meine Schmerzen und auch meine Beine liefen wie von selbst.

Meister Bartholomäus schleuderte dem Hexer einen Zauberspruch entgegen. Seine Worte breiteten sich aus, wurden größer und verfestigten sich, bis sie in einer Welle aus magischer Energie durch den Flur rollten. Die Holzbohlen des Fußbodens lösten sich und wirbelten durch die Luft. Der Hexer zog den Kopf ein.

Meister Bartholomäus drückte mir die Schlüssel in die Hand. »Bring sie in Sicherheit! Er darf sie nicht bekommen!«

Ein paar beherzte Männer, die mit Wassereimern die Treppe hochkamen, zogen sich eilig wieder zurück, als sie die beiden Zauberer sahen.

Meister Bartholomäus gab mir einen Stoß in den Rücken. »Los, worauf wartest du noch? Verschwinde!«

Ich rannte zur Tür von Kammer dreizehn, griff nach einem der Schlüssel und schloss sie auf. Mit einem Satz sprang ich hinein.

§

Meine Füße traten ins Leere. Ich streckte die Arme aus. Doch es gab nichts, an dem ich mich festhalten konnte. Schreiend stürzte ich in die Tiefe.

Der Aufprall war hart und raubte mir den Atem. Ich blieb benommen liegen. In solchen Momenten bedauerte ich, dass ich kein ausgebildeter Magier war. Ein kurzer Spruch und ich wäre als Kater auf allen vieren gelandet. Oder als Vogel durch die Luft geflogen.

Als meine Angst wieder stärker als der Schmerz in meinen Gliedern war, hob ich den Kopf und schaute mich um. Es war dunkel und kalt. Ich sah über mir kleine Lichtpunkte, die nach und nach zu Sternen wurden. Der Mond kroch hinter einer Wolke hervor und ich erkannte, dass ich in der Ruine des Gasthauses lag. Verkohlte Mauern und Reste von Wänden, auf denen einmal das Dach geruht hatte, umgaben mich. Das Gestrüpp stand kniehoch, als hätte sich seit Jahren niemand mehr darum gekümmert.

Mir wurde klar, dass das Feuer des Hexers das ganze Gebäude erfasst und niedergebrannt hatte. Es gab kein Gasthaus am Ende der Dimensionen mehr!

Ich griff nach den Schlüsseln, die ich beim Sturz aus der ersten Etage hatte fallen lassen. Wie sollte ich eine Tür in eine andere Epoche aufschließen, wenn es sie nicht mehr gab? Sie war verbrannt. Ich konnte weder zurück zu meinem Meister, noch konnte ich die Schlüssel benutzen, um sein Buch zu suchen. Es gab keine Tür mehr, die ich damit hätte aufschließen können.

Ein tiefes Grollen ließ plötzlich die Nacht erzittern. Ich sprang auf die Beine und lauschte. Deutlich hörte ich die Atemzüge eines großen Tieres, das langsam näher kam. Ich wich hastig zurück. Ein paar Steinbrocken fielen neben mir zu Boden. Ohne lange zu überlegen, rannte ich in die entgegengesetzte Richtung davon. Berge aus Schutthaufen behinderten meine Flucht. Dann tauchte vor mir eine Wand auf, die dem Feuer standgehalten hatte. Ich fluchte lautlos. Da war das ganze Gasthaus abgebrannt und ich musste ausgerechnet in dem einzigen Raum landen, dessen Wände noch standen. Ich drehte mich um, aber mein Rückzug war versperrt. Aus dem Schatten der Mauer wuchs der Umriss eines furchteinflößenden Raubtierkopfes. Es hob die Nase und schnupperte. Dann machte der Schatten einen Satz und das Ungeheuer stand leibhaftig vor mir.

Ich erstarrte. Es war ein Stollenwurm! Eines jener Fabeltiere, die es angeblich nur in den Albträumen ängstlicher Kinder gab.

Der Drache mit dem Kopf eines Löwen schaute mich an. Seine Augen schienen zu glühen. Um mich herum floh alles in wilder Panik. Mäuse, Ratten und anderes Getier machten sich aus dem Staub. Die Pflanzen zogen ihre Blätter ein, und selbst mein Schatten schien zu verblassen. Nur ich bewegte mich nicht. Meine Füße waren vor Entsetzen wie gelähmt und weigerten sich, auch nur einen Schritt weiter zu gehen.

Ich konnte mich nicht daran erinnern, dass jemals ein Mensch die Begegnung mit einem Stollenwurm überlebt hatte. Warum sollte ich glauben, dass ich der Erste sein würde. Ich hatte keine Waffen und selbst mit ihnen hätte ich gegen die scharfen Zähne und Krallen keine Chance gehabt. Trotzdem bückte ich mich und hob einen faustgroßen Stein.

»Verschwinde!«, rief ich und warf den Stein nach dem Tier.

Der Stollenwurm heulte auf. »Bist du verrückt? Du hättest mich verletzen können.«

Ich war so überrascht, dass ich vergaß, nach einem zweiten Stein zu greifen.

Der Stollenwurm kam näher und schaute zu mir herunter. »Meister Bartholomäus hat mich ja gewarnt, dass du nicht der Hellste bist, aber dass du so verrückt bist und einen Stollenwurm angreifst, hat er nicht erwähnt.«

Ich fand meine Stimme wieder. »Du kennst meinen Meister?«

»Natürlich, ich bin sein neuer Lehrling!«

»Sein neuer ...« Ich konnte es nicht glauben, da war ich kaum fort und schon suchte sich mein Meister Ersatz für mich.

Der Stollenwurm erriet meine Gedanken. »Mach dir nichts draus. Du kennst ihn doch. Der ist ohne Lehrling aufgeschmissen. Wenn er sich seine Kleidung selbst flicken müsste, würde er in Lumpen herumlaufen. Und glaub nur nicht, dass ich es leicht bei ihm habe.« Er hob eine seiner gewaltigen Pranken. »Näh du hiermit mal einen Knopf an.« Er seufzte laut wie ein Erdbeben. »Außerdem hat Meister Bartholomäus darauf bestanden, dass ich jede Nacht in den Ruinen dieses Gasthauses darauf warte, dass du erscheinst. Frag mich nicht, wie lange ich auf Steinen und Geröll schlafen musste.« Er streckte sich stöhnend. »Und dann kommst du endlich und bewirfst mich mit Steinen.«

»Es war nur *ein* Stein«, antwortete ich. Ich sah seinen Blick und wechselte rasch das Thema. »Und wo ist unser Meister jetzt?«

»Unterwegs. Er hat wichtige magische Geschäfte zu erledigen.«

»Du meinst, er sitzt irgendwo und trinkt Glühbier.«

»Richtig.«

Wir lachten.

»Ich heiße übrigens Quinn«, sagte der Stollenwurm und schob seinen mächtigen Körper zurück auf die Straße. »Komm mit, ich habe da was für dich!«

Unterwegs unterhielten wir uns über unseren Meister und wir erkannten, wie viel wir gemeinsam hatten.

§

Der Stollenwurm führte mich die Pflasterstraße entlang, durch ein verschlafenes Städtchen, vorbei an Fachwerkhäusern mit Reetdach, einer kleinen Kirche und dem Marktplatz, auf dem zu meiner Überraschung eine lebensgroße Statue unseres Meisters stand. Sie schaute mit finsterem Blick zu uns herunter, und Quinn und ich bogen hastig in eine Nebenstraße ein.

An jeder Straßenecke leuchtete eine Laterne, deren Licht weder flackerte, noch nach Alkohol oder Petroleum roch. Der Stollenwurm erklärte, dass man die Lampen an einer kleinen Kurbel aufzog und dass sie bis zum nächsten Glockenschlag leuchteten.

»Wir leben im Zeitalter des Federwerks«, erklärte er stolz und berichtete von Pflügen und anderen mechanischen Gerätschaften, die rein durch ein Aufziehwerk angetrieben wurden.

An einer Weggabelung kam uns ein grimmig dreinblickender Mann entgegen, der eine Laterne mit einem ähnlich sonderbaren Licht in der einen und eine Hellebarde in der anderen Hand hielt und mich misstrauisch betrachtete. Quinn warf er nur einen flüchtigen Blick zu. Wir grüßten und gingen weiter.

»Das war Harry, unser Nachtwächter«, sagte der Stollenwurm, als wir außer Hörweite waren. »Nicht, dass wir jemanden bräuchten, der des Nachts aufpasst, aber es ist Tradition und die Leute schlafen einfach besser, wenn jemand Patrouille geht.«

Nach einiger Zeit brachte uns die Straße wieder aus dem Ort heraus. Von nun an beschienen nur noch die Sterne und der Mond unseren Weg. Kurz darauf wurde hinter einer Anhöhe ein Steinbruch erkennbar. Im Licht mehrerer Lampen sah ich, dass Höhlen in die Felswand getrieben worden waren. Vor einer erhob sich aus einem Schmiedeofen ein gemauerter Schornstein in die Höhe und pustete graue Rauchschwaden in die Nacht. Ein wenig abseits standen ein gewaltiger Amboss, mehrere Hämmer in verschiedenen Größen und anderes Werkzeug zum Bearbeiten von Metallen.

»Hier wohne ich«, erklärte Quinn.

»Du bist Schmied?«, fragte ich erstaunt.

»Mein Vater war Schmied. Ich bin nur jemand, der auf glühendes Eisen einschlägt«, sagte er bescheiden. Er knurrte tief in der Kehle, was bei einem Stollenwurm wohl so etwas wie einen Seufzer darstellte. »Es sei denn, ich muss wieder einen dieser undurchschaubaren Aufträge unseres Meisters ausführen.«

Wir gingen einen befestigten Pfad hinunter zu einer der Höhlen, und Quinn öffnete das große Tor. »Komm rein!«, sagte er.

Hätte mir jemand vor ein paar Tagen erzählt, dass ich freiwillig zu einem Stollenwurm in die Höhle gehen würde, hätte ich ihn ausgelacht. Jetzt stand ich mitten in seinem Bau.

»Geh geradeaus«, sagte Quinn, der hinter mir eintrat und das Tor wieder zuzog. Ein bearbeiteter Gang brachte mich ein paar Meter weiter in eine kleine Kammer. Von links fiel mir ein Glitzern in die Augen. Ich drehte den Kopf und glaubte zu träumen. Die Höhle war bis

unter die Decke mit Goldmünzen gefüllt. Meine Knie wurden weich und ich musste mich an der Wand festhalten. So viel Reichtum hatte ich noch nie gesehen.

»Was ist denn das?«, brach es tonlos aus mir heraus.

Quinn folgte meinem Blick. »Das ist das Gold der Stadtbewohner. Wir haben schon lange unsere Währung abgeschafft und brauchen es nicht mehr. Zum Wegwerfen war es zu schade, also habe ich angeboten, es bei mir zu lagern. Platz habe ich ja reichlich.« Er lachte. »Außerdem, gibt es einen besseren Ort als eine Drachenhöhle um den Schatz aufzubewahren?«

An der rückwärtigen Felswand am Ende der Kammer blieb er stehen. Er hob eine seiner Klauen und malte magische Zeichen in die Luft. Die Wand vor uns wurde durchsichtig und verschwand.

»Willkommen in meiner bescheidenen Höhle.« Ich blickte auf einen Bereich, der Meister Bartholomäus würdig gewesen wäre. Neidvoll musste ich mir eingestehen, dass Quinn der bessere Magier von uns beiden war. Ich ging seit zwei Jahren in die Lehre und beherrschte kaum die Grundlagen der Kartentricks, und dieser Stollenwurm ließ ganze Wände verschwinden.

Die Höhle war groß wie eine Kathedrale und mit feinsten Möbeln vollgestellt. Weitere Gänge führten in andere Höhlen, die nicht weniger verschwenderisch eingerichtet waren. Es gab sogar eine Bibliothek.

Ich blieb stehen und ließ den unglaublichen Anblick auf mich einwirken. Ich hatte nicht einmal eine eigene Kammer besessen und dieser Stollenwurm wohnte wie ein König.

»Wie kannst du dir das alles leisten?«, fragte ich.

»Bevor wir unsere Währung abgeschafft haben, hat mich unser Meister fürstlich bezahlt. Das hat für den einen oder anderen Luxus gereicht.«

»Er hat *dich* bezahlt?« Ich dachte an die letzten Jahre, in denen ich jede Münze, die ich hatte auftreiben konnte, als Gegenleistung für meine Ausbildung an Meister Bartholomäus abgegeben hatte.

»Komm rüber!«, riss mich Quinns Stimme aus meinen Überlegungen.

Ich folgte ihm zu einer Werkbank.

»Dies hier soll ich dir von unserem Meister geben.« Er streckte mir seine Pranke entgegen, in der ein Schlüssel zu Kammer dreizehn lag. »Dies ist meine bisher beste Arbeit.«

Es dauerte einen Atemzug lang, bis ich seine Worte begriffen hatte. »*Du* hast die Schlüssel angefertigt?«

Er nickte. »Meine Familie stellt sie schon seit Generationen her. Viele von ihnen gingen im Laufe der Zeit verloren. Manche wurden gestohlen, andere verkauft.«

Ich nahm den mit feinen Ornamenten verzierten Schlüssel entgegen. Er glänzte wie aus Gold.

»Meister Bartholomäus sagte, du wüsstest schon, was du zu tun hast.«

Ich schnaubte verärgert. »Wenn ihr den Schlüssel längst besitzt, warum habt ihr ihn denn nicht benutzt?«

»Und womit?«, fragte Quinn, »es gibt kein passendes Schloss mehr.«

»Und was soll ich dann mit ihm?«

»Unser Meister meinte, du würdest schon eine Lösung finden.«

»Mit anderen Worten, Meister Bartholomäus hat keine Ahnung, wie ich es anstellen soll. Ich muss mir was einfallen lassen und wenn ich es versae, bin ich schuld!«

»Na ja, ist es nicht immer so? So ist unser Meister eben.« Quinn legte mir seine Pranke auf die Schulter. »Du musst jetzt gehen!«

»Jetzt? Mitten in der Nacht?«

»Das hat unser Meister gesagt.«

Es sah nicht so aus, als ob Quinn mit sich diskutieren ließ. Ich steckte den Schlüssel ein. »Und wohin?«

»Keine Ahnung, aber auf jeden Fall gute Reise.« Quinn gab mir einen leichten Stoß, der mich aus seinem Wohnbereich katapultierte. Als ich mich umdrehte, war nur noch die nackte Felswand zu sehen, die den Rest der Höhle vom Wohnbereich trennte. Ich ging den Weg zurück, öffnete das gewaltige Tor, und verschwand in der Dunkelheit.

§

Ich stand wieder vor der Ruine des Gasthauses. Wohin sonst hätte ich auch gehen sollen?

Da hörte ich plötzlich Stimmen und Gelächter. Ich folgte den Geräuschen und umrundete die Ruine.

Auf der anderen Seite stand inmitten der Trümmer ein voll beladener Ecktisch, mit Gestalten, die sich zuprosteten, als wäre das Gasthaus noch immer geöffnet. Ich kannte sie. Plötzlich wusste ich, was ich zu tun hatte!

Drei Wochen lang musste ich mit den Elfen trinken und feiern, bis die Dimensionen den Tisch und uns wieder zurück durch die Zeit schickten. Ich würde in meinem Leben nie wieder einen Tropfen Alkohol anrühren. Mir war so schlecht wie niemals zuvor. Irgendwie hatten die

Elfen es immer wieder geschafft, Nachschub an Wein und härteren Spirituosen heranzuschaffen. Wie war mir ein Rätsel.

Die ersten zwei Tage hatte ich meine Mission noch vor den Elfen geheim halten können, doch der Alkohol hatte schnell meine Zunge gelöst und dafür gesorgt, dass ich alles über die Schlüssel, das Buch meines Meisters und den dunklen Hexer ausplauderte. Natürlich versprachen meine Trinkgefährten mir zu helfen. Im Vollrausch ist man ja bekanntlich zu jeder Schandtat bereit. Nächtelang dachten wir uns die wildesten Pläne aus und was wir mit dem Hexer alles anstellen würden.

Als wir jetzt, begleitet von Lichtblitzen wieder im Schankraum auftauchten, sprang ich von meinem Stuhl auf. Die Welt um mich herum wankte heftig, aber ich schaffte es die seitliche Wand der Gaststube zu erreichen, an der ich mich bis zur Eingangstür entlangschob.

Meine Elfen machten derweil so viel Lärm, dass niemand auf mich achtete. Selbst Meister Bartholomäus, mein Ich in dieser Zeit und der Dieb schauten nur zu ihnen hinüber. Warum es mich in diesem Moment allerdings zweimal gab, verstand ich nicht und hätte ich sicher auch nüchtern nicht verstanden. Solche Fragen konnte wahrscheinlich nur ein Meistermagier beantworten.

Ich ließ den Schankraum hinter mir und wankte die Treppe hinauf. Das Gegröle der Elfen und der übrigen Gäste wurde leiser. Ich musste mich beeilen, denn es würde nicht mehr lange dauern, und mein Meister und ich kämen die Treppe hinauf, um den Schlüssel auszuprobieren. Was für eine verrückte Welt!

Ich schloss die Tür zur Kammer dreizehn mit Quinns Schlüssel auf. Wie viele Jahre würde ich dieses Mal in die Zukunft reisen? Ich hoffte nur, dass es dann bereits wieder ein Gasthaus gab, oder zumindest eine Tür, durch die ich treten konnte, ohne mich dabei zu verletzen. Es war der letzte Schlüssel und dieses Mal musste ich das Buch meines Meisters finden!

§

Der Raum war kaum größer als mein Kleiderschrank. Ein paar Spinnweben von erschreckendem Ausmaß hingen von der Decke. Auf dem staubbedeckten Boden stand eine magische Kerze, die rückwärts brannte und mit der Zeit immer größer werden würde. Schon jetzt reichte sie mir bis zur Hüfte. Ansonsten war der Raum leer. Bevor ich mich genauer umsehen konnte, hüllten mich die Flammen eines Fortbewegungszaubers ein und ich spürte, wie ich in die Höhe gerissen und fortgebracht wurde.

Als die Flammen erloschen, befand ich mich in einem anderen Raum. Dieser hier war so groß wie eine Kirche und mit teuren Möbeln eingerichtet. An den Seitenwänden standen Regale voller alter Bücher. Der Boden unter meinen Füßen war ein Mosaik aus farbigen Steinen, aus dem sich Marmorsäulen erhoben, die eine Kuppeldecke mit wunderschönen Flugmodellen stützten. In Stein gehauene Studien seltsamer Tiere schauten auf mich herab.

Ein paar Stufen führten zu einem alchemistischen Labor, das im Zentrum des Raumes im Boden eingelassen war.

Vor einer Front aus Fenstern, die die ganze Breite der Rückwand einnahm, warteten mehrere Gestalten auf mich. Ich erkannte Meister Bartholomäus – doch der Meistermagier war alt geworden.

Er winkte mich heran. »Komm, mein Schüler! Hab keine Angst.« Obwohl seine Stimme leise war, hatte sie noch immer so viel Kraft, dass meine Beine sich wie von selbst in Bewegung setzten.

Der Anblick dieses Raumes und meines Meisters schien den Nebel um meinen Verstand noch zu verdichten. Mir war übel und ich war sicher, dass daran nicht nur mein wochenlanger Alkoholkonsum schuld sein konnte. Ich fantasierte. Ich glaubte neben meinem Meister die hagere Gestalt des Hexers und die des Diebes erkennen zu können. Ich hätte niemals so viel trinken dürfen!

Vor Meister Bartholomäus hielten meine Beine mich an. Ich sah noch immer den Hexer. Er saß friedlich neben meinem Meister.

Meister Bartholomäus deutete auf eine Schale, die vor mir stand. In der Schale krabbelte ein dicker Käfer, der mich mit einem entsetzten Gesicht anstarrte. Wenn ich zurück war, musste ich unbedingt mit den Elfen sprechen und sie fragen, was sie mir zu trinken gegeben hatten.

»Iss den Käfer!«, befahl mein Meister.

Ich schaute auf das braune nussgroße Tier, das nun panisch versuchte, aus der Schale zu entkommen. »Ich bin nicht hungrig«, sagte ich.

»ISS DEN KÄFER!«

Ich steckte mir eilig das Insekt in den Mund, kaute und schluckte es herunter. Vielleicht besaß das Tier magische Kräfte, vielleicht lag es aber auch nur an der Erkenntnis, dass ich soeben einen Käfer gegessen hatte, doch im nächsten Moment war ich vollkommen nüchtern. Übel war mir allerdings immer noch.

»Jetzt, da dein Verstand wieder halbwegs klar sein sollte, werde ich dir erklären, was geschehen ist. Ich erwarte nicht, dass du alles verstehst – du warst noch nie der klügste meiner

Schüler – aber viele deiner Fragen sollten beantwortet werden. Den Rest erledigt die Zeit.« Er kicherte, als hätte er gerade einen guten Witz gemacht.

Mit meinen klaren Sinnen sah ich etwas, das mich ebenso sehr überraschte wie die Anwesenheit des Hexers. Es war ein Buch, groß wie ein Tisch, an dem eine ganze Familie Platz gefunden hätte, das auf einem schmiedeeisernen Gestell lag.

»Das ist Euer Buch der unaussprechlichen Sprüche!«, platzte ich heraus. »Wieso habt Ihr es?«

»Du hast es mir gebracht.« Gleich darauf lächelte er. »Das heißt, du wirst es mir bringen. Später, nachdem du es mir gestohlen hast.« Er fuhr sich mit den Fingern durch seinen Bart. »Aber genau genommen wird es dann nicht dieses Buch sein.«

Die meisten seiner Worte flogen einfach durch meinen Kopf hindurch.

Meister Bartholomäus nickte. »Die Dimensionen zu verstehen fällt manchmal sogar mir schwer. Glaub mir einfach, dass du mir irgendwann dieses Buch bringen wirst.«

Er erhob sich schwerfällig und trat ans Fenster. »Komm!« Ich ging hastig zu ihm hinüber.

Meister Bartholomäus deutete hinaus. »Schau dir diese Stadt an, sie ist die größte und schönste im ganzen Land, und es hat seit ihrer Gründung niemals einen Krieg oder auch nur Unruhen gegeben. Und weißt du warum? Weil die Bewohner sie nicht verlassen können. Wer sie einmal betreten hat, muss für immer hier bleiben.«

Ich blickte aus einem hohen Turm auf eine Stadt herab, die inzwischen so groß war, dass ich ihre wirklichen Ausmaße nicht mehr erkennen konnte. Ich hielt den Atem an. Noch vor Kurzem hatte es hier nur einfache Unterkünfte gegeben, jetzt sah ich mehrstöckige Gebäude, von denen jedes ein Meisterwerk der Baukunst war. Es gab Parks und einen Stadtsee, auf dem kleine Boote fuhren. Die Menschen auf den ausgebauten Straßen waren vornehm gekleidet, selbst die Bauern sahen aus wie Kaufleute.

»In diesem Tal gibt es alles, was wir zum Leben brauchen: fruchtbare Äcker und Wälder, fischreiche Seen und Unmengen an Bodenschätzen.« Er machte eine Pause. »Was glaubst du, was aus all dem geworden wäre, wenn man hier ein und ausgehen könnte, wie es einem beliebt?«

Meister Bartholomäus schaute wieder auf die Häuser hinab. »Es würde weder diese Stadt noch den Fortschritt seiner Bewohner geben.« Ihm fiel etwas ein und über sein Gesicht huschte ein Anflug von Stolz. »Kannst du dir vorstellen, dass diese Zimmerleute eine Kutsche gebaut haben, die ohne Pferde und ohne Magie angetrieben wird? So etwas gibt es im ganzen Land kein zweites Mal.«

Der dunkle Hexer erhob sich aus seinem Sessel und kam zu uns herüber. »Was Meister Bartholomäus damit sagen will, ist, dass wir für den Wohlstand dieser Menschen verantwortlich sind. Wir haben dafür gesorgt, dass man dieses Tal nicht mehr verlassen kann.«

Er nahm seinen breiten Hut ab und darunter kam mein eigenes Gesicht zum Vorschein, wenn auch um Jahre gealtert. Jetzt verstand ich gar nichts mehr.

»Wir alle haben dafür gesorgt!« Nun stand auch der Dieb auf. Er nahm seine Maskierung ab und auch darunter verbarg sich mein Gesicht. Ich musste mich am Fensterrahmen festhalten, um nicht den Boden unter den Füßen zu verlieren. Mir kam der Gedanke, dass ich vielleicht noch immer bei den Elfen am Tisch saß und einen Krug zu viel getrunken hatte. Vielleicht lag ich auch bereits unter dem Tisch und mein Verstand hatte sich im Delirium aus dem Staub gemacht.

»Keine Sorge, du wirst nicht verrückt.« Meister Bartholomäus deutete lächelnd auf die Gestalt des Diebes. »Das dort bist nicht du! Es ist dein vergangenes Spiegelbild, das Kind; wenn auch um viele Jahre gealtert.«

Der Dieb nickte mir zu. »Hallo Alter.«

»Ich verstehe überhaupt nichts mehr! Warum musste ich vor dem Hexer fliehen, wenn es doch in Wirklichkeit mein Spiegelbild war?«

Meister Bartholomäus breitete beide Arme aus, als wollte er die Stadt umarmen. »Damit all das geschehen konnte. Wenn du dich nicht auf die Suche nach meinem Buch gemacht hättest, hätte es nie deine Spiegelbilder gegeben. Du musstest vor dem Hexer fliehen, um die Dimensionen dazu zu bringen, meine Vision dieser Stadt Wirklichkeit werden zu lassen.«

»Also war das alles geplant?«

»Natürlich! Der Plan eines Meistermagiers.« Meister Bartholomäus lächelte stolz.

»Aber warum die steinernen Drachen, die Schlüssel und der Spiegel? Hättet Ihr mir nicht einfach erklären können, was ich zu tun habe?«

»Wenn man schon mit den Dimensionen spielt, dann soll es doch auch Spaß machen; außerdem hast du noch nie auf das gehört, was ich gesagt habe.«

»Und das Feuer, das das Gasthaus niederbrannte?«

»Das Gasthaus musste Platz für den Palast der Magie machen; aber keine Sorge, es wurde niemand verletzt.«

Mir rauschte das Blut im Kopf, als wäre es ein Wasserfall. Vielleicht war es das ja auch. Nach dem, was ich eben gehört hatte, war schließlich alles möglich.

Ich blickte zu der dunklen Gestalt hinüber. »Und wer ist dann der dunkle Hexer?«

»Das bist allerdings wirklich du. So wirst du in einigen Jahren aussehen. Es wird dich freuen zu hören, dass du es doch noch zu einem ganz passablen Magier bringen wirst. Ich habe das ehrlich gesagt nicht erwartet.«

Der dunkle Hexer nickte. »Ich hätte Meister Bartholomäus in unserem Zweikampf sogar besiegen können.«

Mein Meister lachte dröhnend. »Jetzt werde aber nicht großenwahnsinnig. Natürlich habe ich mich zurückgehalten. Es ging ja nur darum, dass unser junger Freund hier mit den Schlüsseln fliehen konnte.«

Ich verstand zwar kaum die Hälfte von dem, was er sagte, aber ich begriff, dass mich Meister Bartholomäus und der Hexer wie Puppenspieler dirigiert hatten. Aber wahrscheinlich war das der Preis, wenn man bei einem Meistermagier in die Lehre ging.

»Mir ist schlecht«, sagte ich.

Meister Bartholomäus nickte. »So fühlt man sich, wenn man mit den Dimensionen spielt.«

»Wohl eher, wenn man in die Fänge eines Meistermagiers gerät«, antwortete ich. Ich zögerte. »Es ist noch nicht vorbei, oder?«

»Natürlich nicht«, antwortet er. »Oder hast du erwartet, dass es so einfach ist, ein großer Hexer zu werden?«

Ich seufzte. »Was muss ich noch tun?«

Meister Bartholomäus kramte in der Tasche seines Gewandes und zog einen weiteren Schlüssel heraus. »Du wirst nun dafür sorgen, dass niemand das Tal verlassen kann, nachdem er es einmal betreten hat.«

»Dafür seid Ihr also auch verantwortlich.«

»Du solltest langsam begriffen haben, dass ich für ALLES verantwortlich bin!«, sagte er streng. Er reichte mir den Schlüssel. »Hol jetzt mein Buch!«

Ich ging zu seinem Buch der unaussprechlichen Sprüche hinüber. Es war groß wie die Eingangstür zum Gasthaus am Ende der Dimensionen, aber es wurde bei jedem meiner Schritte kleiner, bis es in meine Handfläche passte. Ich hob es ehrfürchtig hoch.

Meister Bartholomäus Transportzauber war gleichzeitig auch seine Diebstahlsicherung. Hielt man das Buch in den Händen, war es so klein, dass niemand es umblättern, noch die Schrift erkennen konnte. Und aus der Ferne sah man allenfalls die aufgeschlagene Seite, die aber nie den kompletten Zauberspruch zeigte.

Mit dem Buch in meiner Hand kehrte ich zu Meister Bartholomäus zurück. Er hielt mir eine mit Metall ausgeschlagene Truhe hin, in die ich es legte und die dafür sorgte, dass das Buch seine Größe behielt. Dann reichte er mir die Truhe. »Nimm sie! Du brauchst sie noch.«

Der Dieb – mein vergangenes Spiegelbild – legte mir eine Hand auf die Schulter. »Ich soll dich von unserem Bürgermeister grüßen. Er wünscht dir auf deiner Mission alles Gute und viel Erfolg. Er selbst konnte leider nicht kommen, seine Frau erwartet gerade ihr sechstes Kind.«

»Der Bürgermeister? Kenne ich ihn?«

Er nickte. »Dein gegenwärtiges Spiegelbild ist unser jetziger Bürgermeister.«

Ich verzog das Gesicht. »Ihr scheint es ja alle weit gebracht zu haben. Was ist denn aus meinem zukünftigen Spiegelbild geworden? Ist er jetzt der hiesige Bischof?«

»Mit der Nähe zu Gott hast du nicht ganz unrecht; er ist schon vor einigen Jahren gestorben.«

Meister Bartholomäus winkte den Hexer heran. Der Hexer zog seinen Mantel aus und gab ihn mir, zusammen mit seinem breiten Hut. »Zieh ihn an! Von nun an bist du der dunkle Hexer«, sagte er. Dann wünschte auch er mir alles Gute.

Meister Bartholomäus fuchtelte ungeduldig mit den Händen, als ich umständlich in den weiten Mantel schlüpfte. »Nun beeile dich endlich. Du musst los! Es ist nicht ratsam, die Dimensionen warten zu lassen.«

Zuletzt setzte ich die Maske auf und zog den breiten Hut tief ins Gesicht, wie es der Hexer getan hatte. Es fühlte sich gut an.

Meister Bartholomäus sprach einen Zauber. Die Feuerwand umkreiste mich erneut.

»Das geht schneller als Treppe steigen. Außerdem ist es nicht so anstrengend.«

»Ihr werdet doch nicht etwa alt, Meister?«

Er sah mich ärgerlich an. »Unsinn! Ich werde erst alt sein, wenn du es geschafft hast, ein richtiger Magier zu werden.«

Meister Bartholomäus' Transportzauber brachte mich zurück in den winzigen Raum, in dem mich der letzte Schlüssel geführt hatte. Das kleine Zimmer war bis auf die Kerze, die bei unserem Eintreffen unruhig geflackert hatte, völlig leer. Doch in diesem Raum kam es auch nicht darauf an, seine Besucher zu beeindrucken. Wichtig war, dass eine der Wände eine Holztür hatte, die vor vielen Jahren einmal die Eingangstür in einem Gasthaus zu Kammer Nummer dreizehn gewesen war. Die Tür sah ziemlich mitgenommen aus. Sie war rußgeschwärzt und an einigen Stellen verbrannt. Aber das Schloss glänzte noch immer.

Meister Bartholomäus erklärte mir zum wiederholten Male, was ich zu tun hatte. Ich nickte, wie die Male zuvor, und schloss die Tür auf. Als ich hindurchgehen wollte, hielt er mich zurück.

»Hast du nicht etwas vergessen?« Er reichte mir Werkzeug, einen Spaten und die kleine Kiste mit dem Buch. »Viel Glück!«

§

Ich schritt durch die Tür und stand plötzlich auf einer menschenleeren Wiese. Über mir schien die Sonne so hell, als hätten die Dimensionen sie nur für mich an diesem Ort platziert. Ich blickte mich um, aber ich konnte keine Hütten oder Menschen erkennen. Ein paar Rehe schauten neugierig in meine Richtung, doch nicht einmal sie störten sich an meinem Erscheinen. Ein Gasthaus gab es nicht. Oder musste ich sagen: noch nicht?

Ich suchte nach einem Platz, an dem ich das Buch vergraben konnte. Schließlich entschied ich, dass ein Ort so gut wie jeder andere war, und fing dort, wo ich stand, an zu graben.

Als das Loch groß genug war, nahm ich die Kiste, in der das Buch der unaussprechlichen Sprüche lag, und vergrub sie.

Dann suchte ich mir ein Lager für die Nacht. Morgen in aller Frühe würde ich mit dem Bau meiner Hütte beginnen.

§

Es dauerte einen Monat, bis im Tal ein mit Möbeln und Baumaterial vollbeladener Ochsenkarren vor meiner Hütte anhielt. Auf dem Kutschbock saß ein Riese von einem Mann und eine Goblinfrau, die unentwegt keifte, dass er falsch abgebogen wäre. Ich erkannte in dem Kutscher Ambrosius, den Wirt des Gasthauses.

»Auf ein Wort, guter Mann!«, rief Ambrosius.

Ich zog den Hut tief ins Gesicht und trat vor meine provisorische Behausung.

»Wir sind auf einer breiten Straße in dieses Tal geraten und finden nun nicht mehr heraus.«

»Wer seid Ihr?«, fragte ich.

»Ich bin Ambrosius und dieses hübsche Goblinweib ist meine Frau. Ich bin Wirt und suche eine gute Stelle, an der ich ein Gasthaus eröffnen kann.«

»Dann seid Ihr hier richtig. In diesem Tal gibt es alles, was man zum Leben braucht. Baut hier Euer Gasthaus!«

Ambrosius lachte lautstark. »Nein danke! Ich brauche schon mehr als nur einen Gast, der Geld in meine Kasse bringt.«

»Oh, die werden kommen! Wer einmal dieses Tal betreten hat, der kann es nie wieder verlassen.«

Die Goblinfrau stieß ein hysterisches Lachen aus und rammte ihrem Mann den Ellenbogen in die Seite. »Wir müssen weiter!«

§

Sechs Tage später waren sie wieder da. Erschöpft und kraftlos.

»Ich fürchte, Ihr habt recht«, sagte Ambrosius niedergeschlagen. »Wir haben noch immer keinen Ausweg aus diesem Tal gefunden. Es ist wie Hexerei. So oft wir den Weg auch fahren, er bringt uns ständig hierher zurück.«

»Wie ich schon sagte: Baut Euer Gasthaus hier. Nach und nach werden weitere Gäste kommen, und wer einmal den Weg hinein ins Tal gefunden hat, wird auf ewig Euer Gast bleiben und Eure Kasse klingeln lassen.«

Ambrosius überlegte. »Warum eigentlich nicht. Wenn keine Gäste kommen, können wir immer noch von der Landwirtschaft leben. Der Boden ist fruchtbar und in den Wäldern wachsen überall essbare Früchte.«

Er sprang von seinem Kutschbock. »Weib! Steig ab, wir bauen hier unser Gasthaus!«

Epilog

Es kamen weitere Siedler. Ich half das Gasthaus zu errichten, das zuerst nur aus einem großen Raum und einer Theke bestand. Es würde noch lange dauern, bis genug Menschen in diesem Tal lebten, damit Ambrosius eine erste Etage und damit Zimmer Nummer dreizehn bauen würde. Erst dann könnte ich zu Meister Bartholomäus zurückkehren. Solange wohnte ich in einer kleinen Hütte, die ich mir am Rande eines froschreichen Sees gebaut hatte. Die nächsten Jahre würde ich ein friedliches und sorgenfreies Leben führen und mich in der Ausübung der Magie üben. Lediglich die quakenden Frösche störten meine Ruhe, aber auch dafür würde ich noch eine Lösung finden.

Nur manchmal wachte ich schweißgebadet auf und fragte mich, wer eigentlich die breite Straße gebaut hatte, die in dieses Tal hineinführte – oder wer sie noch bauen würde ...

Abgehoben

Aus der weiß verputzten Decke schauten drei Kabel und ein gebogener Haken heraus. Ich stand auf der obersten Stufe der Leiter und reckte mich, um die Stromkabel erreichen zu können. Die Räume in der Altbauwohnung waren höher als ich sie in Erinnerung hatte. Während der Besichtigung hatte ich nicht darauf geachtet. Trotzdem würde ich den Mietvertrag jederzeit wieder unterschreiben. Ich wollte nur von Zuhause fort, weg von meinem Vater. Diese Wohnung stand leer und ich konnte sofort einziehen. Außerdem war die Miete günstig und nur das war mir wichtig gewesen. Mittlerweile realisierte ich, dass die Nebenkosten dafür umso höher ausfallen würden.

Ich hob den Phasenprüfer und griff nach einem der Stromkabel. Im gleichen Moment bekam ich einen elektrischen Schlag, der mich rücklings von der Leiter warf. Die Wohnzimmerlampe rutschte mir aus den Fingern. Ebenso der Phasenprüfer, der mir angezeigt hatte, dass kein Strom floss, und der offensichtlich defekt war.

Unter mir stapelten sich Umzugskisten voller Bücher und anderen Dingen, die ich längst hatte auspacken wollen. Ich würde jeden Moment auf sie stürzen. Mit etwas Glück brach ich mir nur die Knochen – aber Glück hatte ich in meinem Leben nie gehabt. Ich schloss die Augen und wartete auf den Aufprall.

Unter mir schlug die Aluminiumleiter lautstark auf den Boden auf. Gleich darauf hörte ich, wie die Baumarktwohnzimmerlampe es ihr gleich tat. Ich aber fiel noch immer. Es war, als hätte die Zeit sich für mich gedehnt. So, als wollte sie mir Gelegenheit geben, über mein bisheriges Leben nachzudenken. Ich hätte gerne darauf verzichtet. In meinem Leben gab es nichts, auf das ich stolz sein konnte. Und dass ich jetzt von der Leiter fiel und mir den Hals brach, war nur das konsequente Ende meiner vermurksten Existenz.

Ich dachte an meinen Vater und der Ärger brach erneut in mir aus. An seiner Besessenheit war unsere Familie zerbrochen. Er war schuld daran, dass wir kein normales Leben hatten führen können.

§

Es begann schon während meiner Schulzeit. Andere Eltern fuhren mit ihren Kindern in die Berge oder ans Meer. Oder sie gaben sie in einem Feriencamp ab, wo sie Sport trieben, bis sie sich die Lungen aus dem Hals kotzten. Ich aber musste mit meinem Vater quer durch das

Land fahren und Kornkreise vermessen oder UFO-Sichtungen dokumentieren. Manchmal sprachen wir auch mit Menschen, die angeblich von Außerirdischen entführt worden waren. Oder wir besuchten Spinner, die sich selbst für solche hielten. Mein Vater führte über jede seiner Reisen genauestens Buch. Schon bald füllten seine Berichte ganze Reihen von Aktenordnern in seinem Arbeitszimmer.

Meine Eltern besaßen damals eine kleine Reihenhauswohnung am Rande von Westberlin, das war Ende der Neunziger und ich war damals gerade acht Jahre alt.

In der Schule hatte ich kaum Freunde und wenn doch, waren es die gleichen Spinner, zu denen auch ich gehörte. Niemand wollte etwas mit einem Jungen zu tun haben, der das Morsealphabet beherrschte, aber bei der Aufstellung der Bundesliga passen musste. Bei den Mädchen war es noch schlimmer: Für sie war ich nur der Sohn des UFO-Spinners. Ich kam ihnen so nahe, wie mein Vater seinen Außerirdischen.

Schon früh verdiente ich mein Taschengeld mit dem Austragen von Zeitungen. Zum einen hatte ich ja eh keine Freunde, mit denen ich meine Freizeit verbringen konnte, und zum anderen brauchten wir das Geld. Meine Eltern waren ständig pleite. Das Geld, das mein Vater als Gärtner bei der Stadt verdiente, ging fast komplett für unsere Reisen drauf.

Wenn mein Vater unseren Verwandten meine Kinderfotos zeigte, beachtete man nicht mich, sondern die Tempel und Ruinen im Hintergrund. Meinen ersten Zahn bekam ich im Tal der Könige, und als ich Papa sagte, stand ich zwischen den Monolithen von Stonehenge. Mit fünf Jahren hatte ich bereits die Nazcarlinien und Chichén Itzá gesehen. Ein Jahr bereisten wir die USA und mein Vater wurde wegen illegalen Betretens der Area 51 verhaftet. Und egal wohin wir auch kamen, überall sah er Anzeichen dafür, dass die Außerirdischen zurückkehren würden. Er wurde nicht müde, jedem vor einer bevorstehenden Invasion zu warnen. Mein Vater war davon überzeugt, dass die Außerirdischen die Erde beobachteten und nur auf den richtigen Moment für eine Eroberung warten würden.

Obwohl meine Mutter weder an Horoskope, noch an Außerirdische glaubte, machte sie jede seiner Spinnereien mit. Sie begleitete ihn in die entlegensten Ecken dieser Erde und beschwerte sich auch dann nicht, wenn wir wieder einmal ohne Geld in der Tasche in einem fremden Land festsäßen. Selbst als mein Vater mitten in den Weihnachtsvorbereitungen darauf bestand, in das französische Bugarach fahren zu müssen, protestierte sie nicht. Sie hatte ihn geheiratet und ihm geschworen, ihn in guten wie in schlechten Zeiten beizustehen. Bis vor drei Wochen hatte sie ihren Schwur auch gehalten – zweiundzwanzig Jahre lang – dann war ich nach Hause gekommen und meine Mutter war fort gewesen.

Mein Vater sagte, dass die Außerirdischen sie entführt hatten, doch ich wusste es besser: Sie hatte uns verlassen!

§

Ich fiel noch immer. Meine Muskeln, die ich in Erwartung des Aufpralls angespannt hatte, schmerzten fürchterlich. Ich zitterte am ganzen Körper.

Es hieß, im Augenblick des Todes lief das bisherige Leben wie ein Film vor dem inneren Auge ab. Vielleicht stimmte das, aber ich war erst einundzwanzig Jahre alt. Wie lange sollte mein Film denn noch dauern?

Weitere endlose Minuten schienen zu vergehen. Noch immer kniff ich meine Augen fest zusammen. Ich hatte auch nicht vor, sie zu öffnen. Vielleicht war es ja nur die Dunkelheit, die mich vor dem Aufprall bewahrte.

Schließlich lauschte ich. Um mich herum war alles still. Ich hörte nicht das geringste Geräusch, doch das überraschte mich nicht. Dieses Haus war in den späten zwanziger Jahren erbaut worden und seine Wände waren so dick, dass sie einer Bombenexplosion standhalten konnten.

Ich fragte mich, wo mein Vater jetzt wohl war. Wir hatten einen heftigen Streit gehabt. Ich hatte ein paar unüberlegte Worte gesagt, meine Sachen gepackt und war ausgezogen. Vieles von dem bereute ich jetzt. Leider würde ich wohl keine Gelegenheit mehr bekommen, um mich dafür entschuldigen zu können. Ich erinnerte mich plötzlich wieder an die aufregenden Abende, die vor vielen Jahren in unserem Haus stattgefunden hatten. Mein Vater traf sich damals regelmäßig mit Gleichgesinnten. Gemeinsam hatten sie in unserem Wohnzimmer vor dem Radio gehockt und bis tief in die Nacht hinein versucht, den Code der Zahlensender zu knacken. Sie dachten, die Regierung kommunizierte auf diese Weise mit den Außerirdischen. Damals war so viel Alkohol geflossen, dass sie schon nach kurzer Zeit nicht einmal mehr die Stimmen der anderen entschlüsseln konnten, geschweige denn die Zahlencodes. Mir fiel die Begeisterung wieder ein, mit der sie jeden neu gefundenen Zahlensender bejubelt hatten.

§

Ich wachte auf und begriff, dass ich kurz eingenickt war. Ich schien seit Ewigkeiten in die Tiefe zu fallen. Was war nur los? Noch immer wagte ich nicht die Augen zu öffnen. Auch wenn mein rationaler Verstand mir sagte, dass das Sehvermögen keinerlei Einfluss auf die

Erdanziehungskraft hatte, hörte ich auf meine innere Stimme. Sie riet mir, meine Augen geschlossen zu halten. Auch daran war mein Vater schuld. Er hatte mich ein Leben lang konditioniert an das Unmögliche zu glauben: An Pharaonen, die schon den elektrischen Strom gekannt hatten und mit ihnen ihre Pyramiden beleuchteten; an Außerirdische, die die Erde beobachteten und Menschen entführten und an eine Regierung, die alles und jeden abhörte und kontrollierte.

Der Ärger stieg erneut in mir hoch, als ich an den ganzen Unsinn dachte, den mein Vater mir die Jahre über erzählt hatte. Erst Barbara hatte mir die Augen geöffnet.

Barbara, die einzige Frau, die ich je geliebt hatte. Die Erinnerung an unsere Trennung war plötzlich wieder so frisch, wie vor vier Wochen – und schmerzte ebenso heftig. Damals hatte sie einen schlimmen Streit mit meinem Vater gehabt und mit mir Schluss gemacht, weil ich angeblich wieder einmal nicht zu ihr gehalten hatte. Auch an meiner Beziehungskrise war mein Vater schuld.

Plötzlich hörte ich in einiger Entfernung das Klingeln meines Smartphones. Es war die Erkennungsmelodie, die ich für Barbara einprogrammiert hatte – die Tonfolge aus Spielbergs *Unheimliche Begegnung mit der dritten Art*.

Automatisch öffnete ich die Augen. Über mir sah ich die Decke. Reflexartig griff ich um mich, aber es gab nichts, an dem ich mich festhalten konnte. Ich fiel zwar nicht mehr, aber aufgeschlagen war ich auch noch nicht. Ich schwebte in Rückenlage zwischen Decke und Boden, als würde die Zeit für mich stillstehen. Unter mir sah ich die zerbrochene Wohnzimmerlampe und die Aluminiumleiter, die zwischen den Umzugskartons auf dem Boden lag. Für einen Moment setzten meine Gedanken aus. Was zum Teufel war hier los? Träumte ich oder hatte mein Vater es nun doch geschafft und mich in den Wahnsinn getrieben?

In meinem Kopf erklangen Akkorde. Das Geräusch wiederholte sich einige Male, bis ich begriff, dass es mein Telefon war, das nach mir rief. Ich sah es gute zwei Meter entfernt auf dem Wohnzimmertisch, neben der Fernbedienung des Fernsehers liegen und im Rhythmus des Vibrationsalarms über die Tischplatte tanzen.

Ich streckte meinen Arm in Richtung Telefon aus, aber ich kam noch nicht einmal in dessen Nähe. Mit Armen und Beinen rudern, holte ich mit dem ganzen Körper Schwung und schaffte es, mich einige Zentimeter aufzurichten.

Das Telefon klingelte hartnäckig weiter. Diesmal klang es, als rief Barbara wütend meinen Namen. Ich wiederholte meine Bewegungen, bis ich vor Anstrengung keuchte.

Plötzlich kippte ich in die senkrechte Position. Trotzdem schwebte ich noch immer zwischen Decke und Fußboden in der Luft.

Das Klingeln meines Smartphones verstummte beleidigt. Barbara hatte aufgegeben. Meine Schultern sackten herab. Regungslos hing ich in der Luft und versuchte meine Gedanken einzufangen, die voller Panik in alle Richtungen davonliefen. Ich suchte nicht nach einer Erklärung für dieses Phänomen. Mir war klar, in was ich hier hineingeraten war. Ich hatte mit meinem Vater genug Star Trek-Folgen gesehen, um eine kosmische Anomalie erkennen zu können, wenn ich in eine geriet. Die Frage war nur, warum diese ausgerechnet in meinem Wohnzimmer erschien – und wie ich wieder aus ihr entkam!

Ich dachte ein paar Minuten lang angestrengt nach. Dann schob ich die Frage nach dem *Warum* beiseite und schaute mich um. Ich suchte nach einem Flimmern in der Luft, nach Lichtreflexen oder irgendetwas anderem, das mir die Ausmaße dieser Anomalie anzeigte, aber da war nichts. Ich hing einfach in der Luft, als hätte mich die Schwerkraft vergessen.

In der gegenüberliegenden Wand waren hohe Fenster eingelassen, durch die ich auf einen verlassenen Hinterhof, mit grauen Wohnkästen schaute. Darüber sah ich einen Teil des Himmels, der ebenso dunkel wie meine Stimmung war.

Hoffentlich schaute niemand herein. Mein Vater hatte unsere Familie bereits zum Gespött der Leute gemacht, da brauchte ich ihn nicht noch zu unterstützen. Es wäre mir peinlich gewesen, wenn mich jemand so gesehen hätte. Sorgen um meine Gesundheit machte ich mir nicht; auch wenn meine Situation im Moment nicht angenehm war, schwebte ich doch nicht in Lebensgefahr. Irgendwann würde die Anomalie verschwinden, wenn ich nicht schon vorher eine Lösung fand, wie ich mich aus ihr befreien konnte. In den SF-Serien, die ich kannte, hatten Anomalien nie länger als fünfundvierzig Minuten gedauert. Ich brauchte also nur zu warten.

Zu meiner Überraschung klingelte mein Telefon erneut. Wieder hoppelte es zu den Klängen von Barbaras Erkennungsmelodie über den Wohnzimmertisch. Als wir noch eine Beziehung geführt hatten, war sie nie so ausdauernd gewesen. Dieses Mal hielt das Klingeln nicht lange an. Es verstummte, als hätte ich mein Telefon in ein Wasserglas getaucht. Der Akku war leer. Mit dem letzten Akkord verging auch meine Hoffnung auf eine schnelle Rettung.

Ich ließ Arme und Beine hängen und sah aus wie ein Hampelmann, dem man die Fäden durchgeschnitten hatte. Ich fragte mich, was wohl geschehen wäre, wenn ich mein Telefon in der Tasche getragen hätte. Wäre Barbara mir zu Hilfe geeilt? Sicher wäre sie das. Ich stellte mir ihr überraschtes Gesicht vor, wenn sie mich zwischen Decke und Fußboden schwebend

vorgefunden hätte. Natürlich hätte sie sofort irgendwelche Geister für meinen Zustand verantwortlich gemacht. Barbara war eine glühende Anhängerin der Esoterik. Sie hatte sich am ganzen Körper die Symbole eines keltischen Schutzzaubers tätowieren lassen. Und selbst dort, wo die Sonne nur zum Baden schien, war ihre Haut mit Runen übersät.

Schon bald nach unserem ersten Treffen steckte sie mich mit ihrer Begeisterung an. Wir hielten Séancen ab, um uns mit den Toten zu besprechen, legten Tarotkarten und lasen alles über Homöopathie und dem Gedächtnis des Wassers. Nachts schliefen wir unter Traumfängern, hörten indianische Musik, die wir zu Wahnsinnspreisen über das Internet bestellten, tranken konditioniertes Wasser und schnitten uns nur noch um Mitternacht an Vollmondnächten die Haare.

Und obwohl Barbara allen übernatürlichen Phänomenen offen gegenüberstand, glaubte sie nicht an Außerirdische. Sie ignorierte die Beweise, die ihr mein Vater vorlegte. Und sie bestritt, dass die Pyramiden und die anderen monumentalen Bauwerke in der Geschichte der Menschheit nur mit Hilfe von Aliens errichtet worden sein konnten. An Atlantis glaubte sie ebenso wenig, wie an eine Verschwörung unserer Regierung. Sie hielt das alles für Unsinn und war deshalb ständig mit meinem Vater aneinandergeraten. Dabei hätten die beiden es besser wissen sollen. Auch wenn mein Vater keine Rasierklingen unter Drahtpyramiden legte, um sie zu schärfen, hatten er und Barbara viel gemeinsam. Beide glaubten an das Unmögliche, nur nicht daran, dass der jeweils andere recht haben konnte. Vielleicht war das der Grund, warum sie nicht miteinander ausgekommen waren.

§

Wenn ich den Kopf drehte, konnte ich die Thunderbirds are go-Uhr auf meinem Nachtschrank im Schlafzimmer sehen, die mein Vater mir vor Jahren von einem Flohmarktbesuch mitgebracht hatte. Mein Blick fiel auf die Zeiger in der startenden Rakete; längst waren Stunden vergangen, ohne das sich meine Situation geändert hatte. Ich hob den Arm und versuchte zum wiederholten Male die Decke zu berühren, aber sie war ebenso außer Reichweite wie der Boden unter meinen Füßen. Das war der Nachteil, wenn man sich eine Altbauwohnung mit hohen Räumen mietete. Andererseits hatte ich bei der Unterzeichnung des Mietvertrags ja auch nicht ahnen können, dass sich eine kosmische Anomalie in meinem Wohnzimmer breitmachen würde. Ich überlegte, was ich unternehmen konnte. Mir fielen die Filmaufnahmen der NASA ein, die ich zusammen mit meinem Vater gesehen hatte. Damals wollten wir dem Schwindel der Mondlandung auf die Spur kommen. Die Astronauten waren wie schwimmend durch die Schwerelosigkeit gegliedert. Sie hatten Loopings geschlagen und

sich um die eigene Achse gedreht. Ich vollführte mit den Armen und Beinen Schwimmbewegungen, in der Hoffnung, mich dem Fenster nähern zu können, aber ich bewegte mich kaum von der Stelle. Schwimmbewegungen funktionierten nicht. Mein Vater hatte schon immer behauptet, dass die Aufnahmen der NASA gefaket waren.

Draußen wurde es Abend. Die Schwärze der einbrechenden Nacht kroch heran und verdunkelte mein Wohnzimmer. Meine Arme und Beine waren schwer wie Blei; mein Kopf fiel kraftlos nach vorne.

§

Ich wachte auf und begriff, dass ich erneut eingeschlafen war. Es dämmerte bereits. Mein Körper kribbelte, als liefen Armeen von Ameisen über ihn hinweg. Ich hatte schrecklichen Durst und ich musste auf die Toilette. Zwei Probleme, die ich im Moment nicht lösen konnte. Ich bewegte Arme und Beine, um das taube Gefühl in ihnen zu vertreiben. Wo blieben die Thunderbirds? Wo waren Riker, Data und International Rescue, wenn man sie wirklich einmal brauchte?

Ich stellte mir vor, wie mein Vermieter mich in einem Jahr finden würde: eine mumifizierte Leiche, die einen Meter über den Boden in der Luft schwebte. So wollte ich auf keinen Fall enden. Man konnte mich nicht einmal anständig beerdigen. Der Leichenbestatter würde bei dem Versuch, meinen schwebenden Sarg begraben zu wollen, verzweifeln. Wahrscheinlich verbrannte man mich am Ende und verteilte meine Asche in der Luft, wo sie bis in alle Ewigkeit die Erde umkreiste. Auch daran würde mein Vater den Außerirdischen die Schuld geben; genau wie an das Ozonloch, der Eurokrise und dem Biodiesel. Ich vergrub meinen Kopf in den Händen und schluchzte leise. Meine Gelenke schmerzten und in meinem Kopf trommelte ein indianischer Mediziner von innen gegen die Schädeldecke. Ich fühlte mich hundeehend. Wie oft waren mein Vater und ich auf unseren Reisen in Schwierigkeiten geraten. Mehr als einmal wollte uns eine Meute aufgebrachter Dorfbewohner verprügeln, nur weil wir ihre Fotos einer UFO-Sichtung als Fälschung entlarvt hatten; wie oft buchten wir uns in einem Hotel ein, das noch gar nicht gebaut oder bereits wieder in sich zusammengefallen war, und jedes Mal hatte mein Vater eine Lösung gefunden. Er war ein Meister der Improvisation.

Ich überlegte, was er wohl in meiner Situation getan hätte. Auch wenn ich mittlerweile von seinem UFO-Wahn kuriert war, musste ich zugeben, dass ich ihn bewunderte. Auf ihn traf die Bezeichnung *Abenteurer* wirklich noch zu.

Sicher würde er zuerst eine Bestandsaufnahme seines Inventars machen. Ich durchsuchte meine Taschen – und fand nichts. »Nein, das stimmte nicht«, schoss es mir durch den Kopf. Ich hatte noch meine Kleidung, einen Gürtel und meine Turnschuhe!

Das Durstgefühl war mittlerweile so schlimm, dass ich zu halluzinieren begann. Für einen Augenblick glaubte ich einen Hund an meinem Fenster vorbeischnappen zu sehen.

Als ich meinen Vater im Streit verließ, wollte ich auf eigenen Füßen stehen, mein eigener Herr sein, jetzt konnte ich mich nicht einmal ohne fremde Hilfe befreien. Ich musste auf mich aufmerksam machen. Dabei wusste ich noch nicht einmal, ob außer mir überhaupt noch jemand hier wohnte. Als ich mir die Wohnung angeschaut hatte, war ich niemandem begegnet.

Ich schrie so laut, bis bunte Ringe meinen Blick trübten. Während ich nach Luft schnappte, lauschte ich. Niemand schien mich gehört zu haben.

Dann beugte ich mich vornüber und zog das rechte Knie an, um an meinen Schuh zu kommen. Es war überraschend schwierig, in dieser Position das Schnürband zu lösen. Und dabei hatte ich mich immer für einen sportlichen Typen gehalten. Nach drei Anläufen und einem Krampf im Oberschenkel hielt ich meinen rechten Turnschuh in den Händen. Ich holte aus, nahm so viel Schwung wie ich konnte, und warf den Schuh gegen die Fensterscheibe. Ich hatte nicht wirklich erwartet, mit einem Turnschuh die Scheibe einwerfen zu können, aber vielleicht hörte jemand den Knall. Oder der Fensterrahmen dieses alten Hauses war so morsch, dass das komplette Glas herausfiel.

Mein Turnschuh prallte mit einem dumpfen, kaum hörbaren Laut von der Scheibe ab, landete auf dem Tisch und kickte mein Telefon und die Fernbedienung meines Fernsehers zu Boden. Der Bildschirm des alten Röhrengerätes wurde hell und zeigte ein Standbild mit einer Hinweistafel: »Bleiben Sie dran. In wenigen Minuten folgt eine Erklärung der Bundeskanzlerin.«

Es dauerte dennoch eine halbe Stunde, bis ihr vertrautes Gesicht auf dem Fernsehgerät erschien. Zwischen ihren hängenden Mundwinkeln lag ein verkrampftes Lächeln. Sie saß hinter ihrem Schreibtisch, schaute einstudiert in die Kamera, und begann zu sprechen. Ich sah, wie sich ihre Lippen bewegten, aber ich hörte keinen Ton. Dann fiel mir das Wort *mute* in der oberen rechten Ecke des Fernsehers auf, und ich hätte vor Wut nach der Fernbedienung treten können – wenn sie nicht außer Reichweite gelegen hätte.

Mein Mund war so trocken, dass der Speichel zwischen den Zähnen knirschte. Was war das doch nur für ein hinterhältiger Trick, der dafür sorgte, dass man mit voller Trinkflasche nie Durst verspürte. Sobald sich diese aber geleert hatte, glaubte man ohne Wasser nicht mehr leben zu können. Mir ging es nicht anders. Ich hatte wahnsinnigen Durst. Ich hörte sogar schon leise Stimmen und sah mich mit meinem Vater wieder in Tibet, wo wir den Yeti jagten. Nur das wir dieses Mal den Weihnachtsmann fingen.

Ich schaute zum Fernseher hinüber, auf dem sich die tonlose Ansprache der Bundeskanzlerin in einer Endlosschleife unentwegt wiederholte. Mittlerweile kannte ich jede Einstellung auswendig. Meine Arme und Beine kribbelten noch immer und ich wusste nicht, ob sie eingeschlafen waren oder sich nur mit der Energie der Anomalie vollsogen.

Die Stimmen wurden lauter und mir wurde klar, dass sie ihren Ursprung nicht in meinem Kopf hatten. Ich schaute auf. Mein Blick wanderte aus dem Wohnzimmer heraus, dem Flur entlang, bis zur Haustür, die ich von meiner Position aus gerade noch sehen konnte. Die Tür erzitterte unter einem schweren Schlag und flog einen Moment später aus dem Rahmen. Ein schwarz gekleidetes Sondereinsatzkommando stürmte in meine Wohnung.

Die Gestalten trugen Helme, die ihre Gesichter verbargen, kugelsichere Schutzwesten und überraschenderweise schwere Bleigürtel um die Hüften, wie mein Vater und ich sie getragen hatten, als wir auf unseren Tauchgängen im Mittelmeer Atlantis aufspürten.

Der Teamleiter rief ein kurzes Kommando und die Gruppe teilte sich auf, um meine Wohnung zu durchsuchen. Mit leichten, fast schwerelosen Schritten verschwanden die Gestalten in den Räumen, während der Teamleiter und zwei seiner Männer zu mir herüberkamen. Sie packten mich und gemeinsam schafften sie es, mich zurück auf den Boden zu ziehen. Eine weitere Person erschien, die mir jeweils zwei, durch Riemen miteinander verbundene, gefüllte Sandsäcke über die Schultern legte. Ihr Gewicht drückte mich zu Boden und ich ging stöhnend in die Knie. Meine Beine weigerten sich, nach der langen Zeit in der Schwebe meinen Körper zu tragen. Die Männer setzten mich in einen Sessel.

»Alles in Ordnung?«, fragte der Teamleiter. Jemand reichte mir eine Wasserflasche. Ich trank so gierig, dass jeder Schluck in meinem Hals schmerzte.

»Danke«, nickte ich, als ich meinen ersten Durst gelöscht hatte.

»Tut mir leid, dass es so lange gedauert hat, aber du hattest mir deine neue Adresse ja nicht hinterlassen.« Der Leiter des Einsatzkommandos nahm seinen Helm ab, und plötzlich sah ich mich meinem Vater gegenüber. Als ich ihn erkannte, klappte mein Mund auf. »Aber ... aber ...«, stotterte ich. »Was machst du denn hier?«

Er lächelte. »Na, was wohl? Ich rette dich!« Er sagte es, als wäre es die natürlichste Sache der Welt, dabei war er doch nur ein Gärtner. Sein Team bestand aus Rasenmähern, Heckenscheren und Unkrautvernichtungsmitteln. Wenn mein Vater in den Kampf zog, dann gegen Laub und Unkraut und nicht gegen Terroristen oder kosmische Anomalien.

Er sah mein verstörtes Gesicht und lächelte schwach. »Ich war die letzten Jahre nicht ganz ehrlich zu dir, aber das wird nie wieder vorkommen.«

Ich brachte kein Wort heraus.

Die Männer hatten die Durchsuchung meiner Wohnung abgeschlossen und fanden sich im Wohnzimmer ein, um meinem Vater Meldung zu machen. »Es ist außer Ihrem Sohn niemand im Haus«, sagte einer von ihnen.

Mein Vater zog die Stirn hoch. »Wo ist Barbara?«, fragte er mich.

»Ich weiß es nicht. Vielleicht bei ihrer Mutter.« Zu meiner Überraschung erkannte ich, dass er sich Sorgen um sie machte. Und dabei hatten die beiden sich doch ständig gestritten.

»Dann können wir ihr im Moment nicht helfen.« Er schickte das Team los, um die restlichen Wohnungen des Hauses zu durchsuchen. »Wie geht es dir?«, fragte er mich.

Ich konnte kaum sprechen. »Ich habe das Gefühl, auf einem Drogentrip zu sein. Was ist hier eigentlich los?«

Mein Vater sah mich vorwurfsvoll an. »Hast du die Zusammenhänge denn immer noch nicht verstanden? Die Außerirdischen haben ihre Invasion gestartet!«

Innerlich verkrampfte ich mich. »Nicht schon wieder!«, dachte ich. Am liebsten wäre ich aufgesprungen und schreiend aus der Wohnung gerannt. Allerdings trug ich noch immer die Sandsäcke über den Schultern und ohne sie war ich so leicht wie eine Feder im Wind. Also beschloss ich, erst einmal sitzen zu bleiben und mir anzuhören, was mein Vater zu sagen hatte.

»Wie du dir wohl denken kannst, bin ich nicht nur ein einfacher Gärtner. Ich unterstehe dem Verteidigungsministerium und leite ein Sondereinsatzkommando, das im Falle einer Invasion durch Außerirdische die Verteidigungsmaßnahmen für die Bevölkerung koordinieren soll.«

»Leiter eines Sondereinsatzkommandos!« In meinem Kopf rauschte es. Noch vor einer Woche hätte ich spätestens jetzt mit einem Tobsuchtsanfall die Wohnung verlassen. Es war schon schwer zu glauben, dass mein Vater, der Gärtner, der zu Hause ständig vergaß, die Blumen zu gießen, Leiter eines Sondereinsatzkommandos sein sollte, aber das auch noch Aliens unsere Welt erobern wollten, überstieg meine Vorstellungskraft bei weitem.

»Seit Apollo 19 wissen wir, dass die Außerirdischen auf dem Mond eine Basis errichten, von der aus sie die Invasion planen. Gestern Abend meldeten unsere Spionagesatelliten in der Umlaufbahn, dass unzählige Drohnen gestartet wurden und Kurs auf die Erde nahmen.« Er zog eine Handvoll Fotos aus seiner Innentasche, die er sicher nur meinetwegen mitgebracht hatte, und zeigte sie mir. Was ich sah, verschlug mir die Sprache.

»Heute Nachmittag haben die Außerirdischen ein Kraftfeld aktiviert, das von den Drohnen weitergeleitet, die ganze Erde umhüllt. Es versetzt jedes Lebewesen, dessen Masse größer als zehn Kilogramm ist, in den Zustand der Schwerelosigkeit.«

Ich starrte auf die Fotos und sah Menschen, die hilflos in der Luft hingen und sich voller Panik aneinander klammerten, eine Herde schwebender Kühe, mit Augen, die vor Entsetzen aus dem Kopf zu fallen schienen, und die Besucher eines Fußballstadions, die einige Meter über ihren Sitzen in der Luft klebten. Der Anblick war so absurd, dass ich unwillkürlich darauf wartete, dass Mulder und Scully zur Tür hereinkamen und ihre Ausweise zückten.

Mein Vater verzog das Gesicht. »Wobei Schwerelosigkeit nicht der richtige Begriff ist. Die Menschen sind nicht schwerelos im wissenschaftlichen Sinn. Sie schweben nur einige Meter über der Boden. Es ist eine perfekte Balance zwischen der Erdanziehungskraft und einer Kraft, die sie abstößt.«

Noch vor einem Tag war mein Leben so einfach gewesen. Ich hatte nicht mehr an Außerirdische geglaubt, geschweige denn daran, dass sie eine Invasion planten. Wie oft hatten unsere Wissenschaftler erklärt, dass die Entfernungen im Weltall für eine Begegnung mit ihnen viel zu groß waren. Dummerweise wussten die Außerirdischen nichts von dieser Theorie.

Mein Vater deutete auf die prall mit Sand gefüllten Säcke über meinen Schultern. »Mit diesen umfunktionierten Sandsäcken geben wir den Menschen genug Gewicht, um sie wieder zurück auf den Boden zu holen. Später bekommst du auch so einen Bleigürtel, wie ich ihn trage.«

»Aber wenn es stimmt, was du sagst, was erhoffen sich die Aliens denn davon?«

»Wenn es stimmt?« Mein Vater wurde ärgerlich. Die dunkle Wolke, die in den letzten Wochen immer in einem Streit geendet hatte, war wieder da. »Hat mich in den letzten Jahren vielleicht ein Gestaltwandler begleitet? War er es, der mit mir zusammen die Beweise für eine bevorstehende Invasion der Außerirdischen gefunden hat?« Er holte tief Luft. »Natürlich ist es wahr! Du brauchst bloß die Sandsäcke von den Schultern zu nehmen, wenn du einen Beweis brauchst.«

»Aber Schwerelosigkeit ist doch keine Waffe.«

»Nein?« Er lachte humorlos. »Im Gegenteil! Schwerelosigkeit ist die perfekte Waffe. Stell dir vor, wir alle hängen tagelang ohne Wasser und Nahrung in der Luft. Die Außerirdischen brauchen nur abzuwarten, bis wir alle verdurstet sind. Dann gehört die Erde ihnen, ohne dass auch nur ein einziger Schuss gefallen ist.«

»Aber eine Invasion?«

»War es nicht in der Geschichte aller Eroberungen so, dass die Starken die Schwachen geknechtet haben? Warum glaubst du, soll es bei den Außerirdischen anders sein? Sie brauchen Ressourcen und bei uns auf der Erde gibt es diese noch.«

Auf dem Fernseher startete zum wiederholten Male die Rede der Bundeskanzlerin. Mein Vater sah sich nach der Fernbedienung um, hob sie auf, und schaltete den Ton ein.

»... und Bürgerinnen. Heute Nachmittag gegen 15:15 Uhr meldeten die Überwachungsstationen der ESA und der NASA die Annäherung unbekannter Flugobjekte aus Richtung des Mondes. Diese Objekte sind in einer Umlaufbahn um die Erde eingetreten und haben kurz darauf ein noch unbekanntes Energiefeld aktiviert. Es ist für das Phänomen der Schwerelosigkeit verantwortlich, das sie jetzt am eigenen Körper spüren. Unsere Wissenschaftler arbeiten intensiv daran, diesen Schwebезustand zu beenden, doch ich kann Ihnen nicht sagen, wann es so weit sein wird. Bis dahin bitte ich jeden Einzelnen von ihnen, durchzuhalten. Nicht nur unser Land, sondern unser ganzer Planet wird von dieser schweren Krise bedroht. Hängen Sie sich etwas Schweres über die Schultern, das wird Sie zurück auf den Boden bringen. Gehen Sie zu Ihren Nachbarn und helfen Sie denen, die Hilfe brauchen. Wir müssen in dieser Krise zusammenhalten. Gott beschütze Sie.« Die Rede der Bundeskanzlerin endete erneut. Erst jetzt sah ich, dass sie durch Gurte auf ihrem Stuhl gehalten wurde.

Mein Vater reichte mir seine Hand. »Kannst du aufstehen?«

Ich nickte. Mühsam wuchtete ich mich aus dem Sessel heraus. Gestützt von meinem Vater ging ich ein paar Schritte. Es war trotz meines fehlenden Gewichts gar nicht so einfach, auf den Beinen zu bleiben.

»Wie geht es jetzt weiter?«, fragte ich.

Mein Vater griff nach seiner Ausrüstung. »Jetzt befreien wir deine Mutter aus den Händen der Außerirdischen und schlagen eine Invasion zurück!«

Erstveröffentlichungen

Das Gasthaus am Ende der Dimensionen

Erstveröffentlichung

Abgehoben

Erstveröffentlichung

Der heilige Wasserabsperrhahn

Erstveröffentlichung

Der Valentino-Exploit (Co-Autor: Uwe Post)

EMOTIO, 07/11 – Wurdack Verlag

Die Totschläger

Erstveröffentlichung

Wir nehmen euch mit!

GOLEM 100, 03/15 – SFC Thunderbolt

Die Hölle liegt gleich nebenan

Erstveröffentlichung

Mensch²

Exodus Magazin Nr. 32, 03/15 – Exodus Magazin

Das Amt für versäumte Ausgaben

Erstveröffentlichung

Versuchsreihe 13 – Die Infektion

Erstveröffentlichung